

IV. Ein Jahrzehnt des Rückgangs und des kirchlichen Haders.

Im vierten Dezennium des XIX. Jahrhunderts trägt das geistige Leben unseres Volks unverkennbare Züge der Ermüdung. Die Armseligkeit seines politischen Daseins war bisher immer noch durch das Leuchten und Wärmen wettgemacht worden, das von den olympischen Höhen eines poetischen und wissenschaftlichen Wirkens ohnegleichen ausstrahlte und kein Ende zu nehmen schien. Auch nach der Julirevolution, deren Stoßkraft in der zähen Masse des bundestäglichen Deutschlands sich nicht ausgreifend fortzupflanzen vermochte, fanden die gebildeten Schichten der Nation eine weihevollen Stätte des Ausruhens und der Ermutigung, wenn sie sich aus dem unerfreulichen Getriebe des Tages zu ihren Dichtern und Denkern zu flüchten suchten. Aber sie betraten damit zugleich ein Land der Toten. Einer nach dem andern sanken die Großen dahin, deren lebendige Gegenwart bisher das Heute mit dem Gestern fühlbar verbunden hatte. Das Jahr 1831 brachte das Hinscheiden Niebuhrs, Steins und Hegels. Am 22. März 1832 schloß Goethe die Augen. Bald folgten Schleiermacher (1834) und Wilhelm von Humboldt (1835). Und vor dem Ende der zwanziger Jahre war mit Beethovens Tod das regierende Gestirn der deutschen Tonkunst untergegangen. Man begreift, wie gerade jetzt das Gefühl und der Name des Epigonentums sich einbürgern konnte. Dieses Geschlecht trug, nach Immermanns Ausspruch, schwer an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt.

Auch die kleine Welt der rheinischen Universität ist im zweiten Jahrzehnt ihres Bestehens teils durch Todesfälle, teils durch sonstigen Wechsel in der Besetzung des Lehrkörpers sehr fühlbar beeinflußt worden. Hierauf bezieht sich das alte Wort von einem wunderbaren Unstern, der damals über Bonn gewaltet habe¹⁾. In der Tat wurde die junge Anstalt, die unter ihren ersten Professoren nur wenige Vertreter des höheren Lebensalters besaß, durch den vorzeitigen Verlust ausgezeichneter und im vollen Wirken stehender Kräfte hart betroffen. Die schmerzlichste Lücke riß natürlich das plötzliche Wegsterben Niebuhrs. Mit ihm erlosch ein weithin leuchtender Glanz, wie er von keinem anderen,

¹⁾ So zuerst bei Lersch, Die rhein. Friedr.-Wilh.-Univ. zu Bonn, 1839, S. 7; dann bei Schaarschmidt a. a. O. S. 223.

auch nicht von Schlegel ausgehen konnte. Doch gehörte er, der mit königlicher Freigebigkeit dieser Universität seine Mitarbeit zum Geschenk gemacht hatte, nicht zur Korporation. Sie mußte eine unmittelbare Störung ihres Lehr- und Amtsbetriebs noch stärker empfinden, als am 26. Mai 1831 „der erste Würdenträger der katholischen Theologie“, wie die Kölnische Zeitung ihn nannte, sein müdes Haupt zur Ruhe legte. Hermes war schon als ein leidender Mann nach Bonn gekommen. Er hinterließ zwar einen an Zahl gewaltigen Schülerkreis, aber keinen irgendwie ebenbürtigen Nachfolger. Gleich nach seinem Tod verdrängten sich über der von ihm beherrschten Fakultät die Wetterwolken, deren erste Vorboten in die letzten Jahre des Meisters selbst eine schwüle Stimmung gebracht hatten. Besonders schnell und scharf griff aber der Tod in die Reihen der Juristen. Am 18. November 1830 verloren sie mit Hasse ihren anerkannten Führer. Sein Sohn, eben erst habilitiert, folgte dem Vater im nächsten Jahr; sein Schwiegersohn Puggé endete 1836 durch eigene Hand. Und Droste-Hülshoff, neben Hasse die bedeutendste Kraft der Fakultät, erlag schon 1832 einer tückischen Krankheit. Aber auch durch verschiedene Wegberufungen erlitt der Lehrkörper fühlbaren Schaden. Von dem vergeblichen Bemühen der evangelischen Theologen Gieseler Abgang zu verhindern und einen ausreichenden Ersatz für ihn zu gewinnen, muß noch des näheren die Rede sein. Für die Juristen bedeutete die Versetzung Heffters nach Halle (Februar 1830) gleichfalls einen wirklichen Verlust. Unmittelbar nachher wurde der längst befürchtete Abschied des großen Mediziners Walther von Bonn zur Wirklichkeit. Und ein noch Größerer, Johannes Müller, kehrte zu Ostern 1833 der rheinischen Universität den Rücken, um an der Berliner Zentrale „eine ebenbürtige Umgebung als Forscher“ zu gewinnen. Es war doch eine Ausnahme, wenn ein solcher Wechsel der Hochschule zum Vorteil gereichte, wie es bei der Übersiedlung des älteren Nees von Esenbeck nach Breslau (1830) der Fall war. Auch einzelne Todesfälle wie die von Mackeldey († 20. X. 1834) und Münchow († 30. IV. 1836) konnten kaum als ein ernstlicher Nachteil betrachtet werden. Aber im ganzen stand doch während der dreißiger Jahre die Ausstattung der Lehrstühle hinter ihrer Besetzung in der vorhergegangenen Periode erheblich zurück.

Man würde freilich fehlgehen, wenn man das auffällige Sinken der Frequenz nur hierauf zurückführen wollte. Es waren vielmehr nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland andere ausschlaggebende Faktoren am Werk, um den Zugang zu den akademischen Studien herabzudrücken. Der Rückgang setzt allerdings in Bonn etwas früher ein als z. B. in Berlin, aber er vollzieht sich überall unabänderlich. Für die Jahre 1828 bis 1837 berechnete der berühmte Statistiker J. G. Hoffmann eine Abnahme der studierenden preußischen Inländer beinahe bis zum Verhältnis von 4 zu 3¹⁾. Der zeitgenössische Versuch, diese Tatsache mit der Cholera in Beziehung zu bringen, hielt natürlich nicht Stich.

¹⁾ J. G. Hoffmann, Sammlung kleiner Schriften staatswiss. Inhalts I (1843), 192f.

Dafür ist neuerdings auf den Zusammenhang mit den Veränderungen des deutschen Wirtschaftslebens verwiesen worden. Die Kriegsperiode und ihre Nachwehen hatten sowohl das Bedürfnis nach Neubesetzung staatlicher und kirchlicher Ämter wie den Zudrang zu gesicherten Stellungen gesteigert, aber die bald eintretende Überproduktion von Anwärtern der gelehrten Berufe mußte zum Stillstand kommen, sobald die Aussichten für Geschäft und Unternehmung sich wieder besserten und auch für hervorragende Talente immer verlockendere Möglichkeiten darboten¹⁾. Überraschend ist das Fehlen jedes Hochschulbesuchs bei einem Mann, der wie Gustav Mevissen die lebendigste Begabung und Neigung zum Humanismus, namentlich zur Philosophie in sich trug. Aber gerade in Rheinland und Westfalen konnte am wenigsten der Rückschlag gegen eine ausschließliche Wertschätzung der staatlichen oder wissenschaftlichen Tätigkeit ausbleiben. Die Natur des Landes und seiner Bewohner drängte zum Anschluß an den industriellen und merkantilen Umschwung der neuen Friedenszeit. Nicht umsonst hatten die Berater der Universitätsgründung auf einen stark hervortretenden Zug der Einheimischen zur praktischen Verwertung ihrer Fähigkeiten, zum raschen Vorwärtskommen aufmerksam gemacht. Jener soziale Aufstieg des Bürgertums, wie ihn Immermann seit 1823 beobachtet und dann (1835) in seinen Epigonen scharf charakterisiert hat, war bereits im vollen Gang. Ich muß weiterhin auf einen grundsätzlichen Kampf gegen die bestehende Organisation der deutschen Hochschulen zurückgreifen, der eben in den dreißiger Jahren einsetzte. Übrigens genügte der Einfluß des ökonomischen Moments doch keineswegs allein, um die damalige Abwärtsbewegung der Frequenz zu erklären. Eulenburg verweist mit vollem Recht auch auf den schweren Druck der politischen Verhältnisse.

Zuungunsten Bonns fällt außerdem noch die Schädigung der katholisch-theologischen Fakultät durch den Hermesstreit ins Gewicht. Von den 340 Studierenden des Sommers 1829 war sie nach fünf Jahren bereits auf die Zahl von 196 zurückgegangen, um dann allmählich auf weniger als 100 Hörer herabzusinken. Erst mit dem Winter 1843/44 trat wieder eine aufsteigende Bewegung ein. Wenn diese Schwankungen größtenteils von dem besonderen Schicksal der Bonner Theologie abhängig waren, so spielten außerakademische lokale Ursachen bei dem verminderten Besuch der jungen Anstalt kaum eine nennenswerte Rolle. Die Klagen über das teure Leben waren ja von Anfang an laut geworden. Neu war vielleicht auch die Beobachtung, daß der steigende Zuzug wohlhabender Familien, namentlich „müßiger Engländer“, eine starke Preissteigerung und eine nachteilige „Umstimmung des Tons“ und der ganzen Lebenshaltung mit sich gebracht habe. Hüllmann stellte in einem Bericht an den Minister (1833) mit Bedauern fest, daß dadurch die Stadt zwar nicht zu einer großen und reichen

¹⁾ Fr. Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten (Abhandlungen der sächs. Gesellschaft der Wiss. XXIV, 2 (Leipzig 1904), S. 187, 253ff.).

werde, aber doch aufhöre, „eine unschuldige einfache Landstadt zu sein“¹⁾. Das gehört freilich wieder in den Bereich der unvermeidlichen Veränderungen des Wirtschaftslebens. Nach heutigen Begriffen hatte das Bonn der dreißiger Jahre noch eine recht lange Zeit von fast ungestört idyllischem Charakter vor sich. Wohl trugen jetzt die Rheindampfer dazu bei, das Bereisen des herrlichen Stroms und seines Uferlands immer mehr in die Mode zu bringen und die deutsche Dichtung tat ihr Möglichstes, um den mondbeglänzten Zauber der Rheinromantik zum Gemeingut der gebildeten und gemütvollen Welt zu machen. Aber mit Wachstum oder Abnahme der Studentenschaft hatte diese Eigentümlichkeit des vielberufenen Zeitgeistes doch wenig zu schaffen. Und wenn in einzelnen Fällen die Schönheit der Lage bei der Wahl der Universität mit in Betracht gezogen wurde, durfte auch hier die ehrwürdige Ruperto-Karola am Neckar mit ihrer Königin aller deutschen Ruinen und ihrem rauschenden Bergwald als die gefährlichste Rivalin für die Stadt der sieben Berge gelten. Dagegen begann mit den dreißiger Jahren das Ansehen Göttingens als der allein für Prinzerziehung standesgemäßen Hochschule sich zu neigen. Die vornehme Georgia Augusta mochte wohl durch ihre bekannte Miniaturrevolution vom Januar 1831 einigermaßen in schlimmen Ruf gekommen sein. Jedenfalls bezogen im Sommer 1837 die beiden Söhne des Herzogs von Koburg, Ernst und der nachmalige Prinzgemahl Albert, die rheinische Universität, mit ihnen zusammen der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz; bald folgte auch der Erbprinz von Lippe-Schaumburg. Dies hängt ohne Zweifel mit der verhältnismäßig leichten Auflösung der Bonner Burschenschaft in der zweiten großen Demagogenverfolgung und mit der im Lehrkörper herrschenden konservativen Gesinnung zusammen, die den frei erzogenen Koburger Fürstensöhnen zuweilen beinahe reaktionär vorkam²⁾. Aber auf den Gesamtbesuch der Anstalt übte auch diese Verbesserung ihres vormaligen politischen Leumunds keine merkliche Wirkung aus.

Im Jahr 1835 schrieb Bunsen aus Rom an seinen alten Freund Lücke: „Die Universitäten sind geistig gesunken oder im Sinken, was die Hauptsache betrifft, d. h. den Geist.“ Er glaubte die wichtigsten Ursachen einmal in dem „Vollstopfungssystem“ der Gymnasien zu erkennen und dann in dem Fehlen einer befriedigenden Wechselwirkung zwischen Lehrern und Hörern, also in grundsätzlichen Mängeln der staatlichen Unterrichtsorganisation³⁾. Diese lag für Preußen nach wie vor in der bewährten Leitung Altensteins und gerade für eine zeitgemäße Umgestaltung der Gymnasien ging ihm damals

¹⁾ Bericht 28. IX. 1833 (B. Kur. 6⁷ Bd. VII).

²⁾ Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, Aus meinem Leben, I² (Berlin 1887), 68.

³⁾ Chr. C. J. Freiherr von Bunsen (deutsche Ausgabe von Nippold) I (Leipzig 1868), 440.

Johannes Schulze mit besonderer Freudigkeit und Umsicht zur Hand. Das von ihm ausgearbeitete Neue Reglement über die Abiturientenprüfung (1834), für welches man nicht unterließ, die Begutachtung der Universitäten einzuholen, brach mit der bisherigen Erleichterung des Zugangs zum akademischen Studium. Fortan wurde das Reifezeugnis des Gymnasiums zur Vorbedingung der vollen Immatrikulation und der künftigen Zulassung zum Staats- und Kirchendienst gemacht. Das zu einer lächerlichen Form gewordene Aufnahmeexamen an der Hochschule selbst kam in Wegfall. Ein im Jahr 1837 folgendes Zirkularreskript, das sogenannte „blaue Buch“, brachte weitere Bestimmungen für die Hebung der Mittelschulen und damit wieder für eine noch schärfere Auslese der Jungmannschaft, der man den Übertritt auf die höchsten Lehranstalten vorbehalten wollte¹⁾. Denn diese blieben für den Minister wie für seinen einflußreichsten Rat immer der vornehmste Gegenstand ihrer Fürsorge. Altenstein ging dabei nicht von seinem festen Vorsatz ab, Berlin als „Weltuniversität, nicht bloß Universität des preußischen Staats“ auszubauen²⁾. Aber eine förmliche Vernachlässigung der übrigen Hochschulen läßt sich ihm gewiß nicht zum Vorwurf machen. Seine maßvolle, jeder rauheren Tonart abgeneigte Handhabung der ihm zustehenden Rechte und Pflichten führte schließlich dazu, daß man auf die Zeiten seines Wirkens als auf eine schönere Vergangenheit zurücksah. An der wachsenden Sparsamkeit in der Ausstattung der Institute und der Gehälter trug er vollends keine Schuld. Als im Jahr 1834 noch einmal die Frage aufgeworfen wurde, ob der Staat sich nicht durch Streichung einer von seinen sechs Universitäten finanziell entlasten solle, kam er wie schon früher zu dem Ergebnis, daß Greifswald das einzige im Notfall zu wählende Opfer sein könnte. Auch die Erhaltung von Breslau entspreche eigentlich keinem dringenden Bedürfnis, erscheine aber trotzdem durch gewichtige Rücksichten geboten. Indem er von vornherein jeden Gedanken an ein Aufgeben von Berlin, Halle, Königsberg und Bonn für ausgeschlossen erklärte, stellte er der rheinischen Universität das ehrende Zeugnis aus, sie habe sich mit großer Schnelligkeit ihrer Schwestern völlig würdig gezeigt und sei sogar, durch besondere Umstände begünstigt, in vielen Punkten mehreren der inländischen und den meisten ausländischen Universitäten vorausgeeilt. Bei ihrer Aufhebung würden nicht nur die aufgewandten Kosten verloren gehen, sondern die Universitätsbildung von über drei Millionen Untertanen entweder den Nachbarstaaten, besonders Frankreich und den Niederlanden, überlassen oder auf den kostspieligen Besuch der östlichen Hochschulen angewiesen werden. Er betonte hiebei die Bedeutung, die Bonn bereits nicht nur für die westlichen Provinzen, sondern auch für das Ausland gewonnen habe, und gedachte endlich des industriellen und

¹⁾ Varrentrapp S. 376ff., 421ff., 494.

²⁾ Vgl. Lenz II 1, 417; Varrentrapp S. 510.

künstlerischen Aufschwungs innerhalb des unmittelbaren Wirkungskreises der Anstalt¹⁾.

Immerhin blieb noch viel zu tun übrig, um die vorhandenen Lücken im Lehrbetrieb wirklich auszufüllen und ein befriedigendes Zusammenarbeiten der Korporation mit den ihr vorgesetzten Behörden sicherzustellen. Der Konflikt zwischen beiden, der am Ausgang der zwanziger Jahre gedroht hatte, war freilich nicht bis zum Ausbruch gediehen. Aber vor allem bezüglich der Ergänzung der Lehrkräfte bestand auch weiterhin eine starke Verschiedenheit der Ansichten und Wünsche. Die Fakultäten, deren Statuten ja erst 1834 zum Abschluß gelangten, mußten naturgemäß immer wieder auf die Forderung eines klar anerkannten Vorschlagsrechts zurückkommen. Nach Altensteins Tod brachte der Senat dem neuen Minister seine Überzeugung zu Gehör, „daß sich auf unserer Universität manches anders oder günstiger gestaltet haben würde, wenn in früheren Zeiten das den Fakultäten statutengemäß zustehende Vorschlagsrecht weniger unberücksichtigt gelassen worden wäre“²⁾. Die Regierung blieb aber ebenso fest auf ihrem Standpunkt, daß ein solches Recht weder in den Statuten enthalten noch zu gewähren sei. Dieser Gegensatz verschärfte sich wesentlich durch das von Altenstein bevorzugte System einer fortgesetzten Vermehrung des Dozentenpersonals bei gleichzeitiger Einschränkung der Gehälter. Der entschiedene Wille des Ministeriums, den Hochschulunterricht durch strengere Bedingungen für die Immatrikulation wie für die Erteilung der akademischen Grade zu heben, verdient gewiß alle Anerkennung. Ganz besonders suchte man die Qualität der medizinischen Kandidaten der Doktorwürde (seit 1826) durch Einführung eines tentamen philosophicum aufzubessern³⁾. Aber daneben hatte gleich anderen Universitäten auch Bonn unter einer zuweilen chronischen Vernachlässigung der Wiederbesetzung wichtiger Fächer zu leiden. In seinem Hauptverwaltungsbericht von 1830 mußte Rehfues neben der immer noch unvollständigen Ausstattung der katholischen Theologie die Verwaisung der ordentlichen Professur der Staatswissenschaften und der Professur für deutsche Sprache aufführen; außerdem fehle es an einem von den Statuten vorgesehenen Vertreter des evangelischen Kirchenrechts. Die Klagen über ungenügende Versorgung der Nationalökonomie und Statistik wollten nicht verstummen; noch 1842, als es sich um Dahlmanns Berufung handelte, wiesen Senat, juristische und philosophische Fakultät auf diese seit nunmehr sechzehn Jahren bestehende schmerzliche Lücke hin. Ähnlich erging es dann nach dem Ableben Windischmanns mit dem statutenmäßigen Lehrstuhl für katholische Philosophie. Obwohl sich durch die Natur der Dinge eine ministerielle Befragung der Fakultäten als der sachkundigen und an der Zusammen-

¹⁾ Bericht Alt. 10. XII. 1834 (Berl. St. A. R. 92, Alt. A. Nr. 7^a, S. 129ff.).

²⁾ Senat an Eichhorn, 21. IV. 1842 (B. U. A.).

³⁾ Koch II, 64ff.

setzung ihrer Mitgliedschaft in erster Linie interessierten Verbände nicht immer umgehen ließ, blieb doch Altenstein seinem Grundsatz treu, hier ganz freie Hand zu behalten und jeder Beeinträchtigung durch eine von ihm abgelehnte akademische Autonomie vorzubauen¹⁾. Die Abkommandierung Löbells vom Berliner Kadettenhaus zur Bonner Vertretung der Geschichte ist ein schlagender Beleg für diese Praxis, die übrigens eine Beeinflussung durch herrschende wissenschaftliche Parteibildungen keineswegs ausschloß. So kam es unter diesem Ministerium zu der vielberufenen Umwandlung von Hegels Lehre in eine preussische Staatsphilosophie, wobei Johannes Schulze mit dem ganzen Feuer seines Temperaments wohl das Beste getan hat. Hier vermochte jedoch die rheinische Universität mit einer seltenen Beharrlichkeit ihre Ausnahmestellung zu behaupten. Sie blieb aus Gründen, die früher ausgeführt wurden, immer noch fast ganz hegelfrei. Gerade in Bonn wirkte ja lange Zeit hindurch eine Reihe von so bedeutenden Antagonisten der in Berlin triumphierenden Richtung wie Schlegel, Brandis, Welcker und Nitzsch. Erst 1839 wurde ein unverfälschter Hegelianer, der Berliner Dozent Bruno Bauer, durch Bestimmung des Ministers an den Rhein versetzt.

Inzwischen hatte sich durch den Übereifer von Rehfuës ein fast unheilbarer Gegensatz zu der Juristenfakultät entwickelt, der neben dem Fall Stein vielleicht die unerfreulichste Seite seiner akademischen Verwaltung darstellt. Er ist zugleich charakteristisch für die Spätzeit des Altensteinschen Regiments; mit dem Eingreifen des Kurators arbeitete auch das Ministerium in wenig glücklicher Weise zusammen, um den allerdings vorhandenen Mängeln der Fakultätsbesetzung abzuhelpen. Rehfuës hatte schon früher in den Verhandlungen über Mittermaiers Abgang und etwaige Wiedergewinnung vielleicht die persönlichen Schwächen des großen Gelehrten allzusehr und nicht zum Vorteil der Sache in den Vordergrund gestellt, während er eine wissenschaftliche Mittelmäßigkeit wie Mackeldey mit seiner Gunst bedachte. Jetzt hielt er sich wieder für berufen und verpflichtet, einer nach seiner Überzeugung obwaltenden Vernachlässigung der Unterrichtsinteressen durch die Fakultät so kräftig zu steuern, daß sich eine Art von Kriegszustand zwischen den juristischen Ordinarien und den vorgesetzten Behörden einzustellen drohte. Es ging vor allem um die Versorgung der Kriminalistik. Nach dem Ausscheiden Heffters (1830) suchte die Regierung die entstandene Lücke auszufüllen, indem sie dem von Löwen abgegangenen Professor J. M. Fr. Birnbaum, einem Jünger der historischen Rechtsschule, unter Vermittlung Niebuhrs die Abhaltung kriminalistischer Vorlesungen in Bonn gestattete. Als die Fakultät sich gegen eine solche auswärtige Steigerung des Wettbewerbs bei sinkender Frequenz verwahrte, sandte

¹⁾ Lenz II 1, 407f.

²⁾ Vgl. Landsberg, Die kriminalist. Fächer an der Univ. Bonn 1818—1918 (in der Festgabe der Fak. für Bergbohm, Bonn 1919, Sonderdruck S. 18ff.).

Rehfues diesen Protest mit einem scharf mißbilligenden Begleitbericht nach Berlin. Altenstein erteilte hierauf (11. IV. 1831) den Bonner Juristen eine schwere Rüge und erhob sogar den ehrenrührigen Vorwurf, daß die Fakultät aus Rücksicht auf die Honorareinnahmen jeder Konkurrenz abgeneigt und ihre Begutachtung über Berufungsfragen deshalb für das Ministerium wertlos sei. Birnbaum, den Rehfues trotz des Übelwollens der Kollegenschaft als Ordinarius zu halten suchte, ging 1833 nach Freiburg. Seither schob sich die Vertretung von Strafrecht und Strafprozeß sozusagen im Nebenamt zwischen den vorhandenen Kräften hin und her, bis mit dem Wechsel im Kuratorium wieder friedliche Verhältnisse eintraten.

Solchen Ergänzungen des Lehrkörpers von oben her war allerdings durch die Vorschrift eine gewisse Schranke gezogen, daß der zum Ordinarius Ernannte sich noch den Eintritt in seine Fakultät durch eine Art von Habilitationsleistung zu erwerben hatte. Diese Maßregel ergab aber eigentlich nur eine Belästigung für den Neuankommenden, dagegen keine genügende Waffe für die Fakultät, um etwa einem mißliebigen Zuwachs die Aufnahme nachträglich verweigern zu können. Außerdem war ja die Zahl der sogenannten Nominalprofessuren festgelegt und auch die Zulassung von Privatdozenten durch ein den einzelnen Fakultäten vorgeschriebenes Maximum geregelt. Dies hinderte aber den Minister nicht an einer Vermehrung der Extraordinariate, die bei manchen Fächern eine ungesunde Überfülle von Vertretung hervorrief; auch der ausdrücklichen Verneinung eines Anspruchs der Privatdozenten auf Beförderung schien sie zu widersprechen. So kam es z. B. in Bonn wie in Berlin zu einer wirklichen Hypertrophie der römisch-rechtlichen Vorlesungen. Daß vom Lehrkörper selbst eine ungemessene Vermehrung seiner Mitglieder nicht gewünscht werde, trat mehr als einmal deutlich zutage. So verwahrte sich die philosophische Fakultät gegen die Schaffung eines Honorarordinariats für den Extraordinarius Bernd als gegen „eine zu große Zersplitterung der Fächer“. Als eben damals (1831) die gleichzeitige Beförderung von drei oder allenfalls sogar fünf erst kürzlich Habilitierten in Frage kam, sprach sich ein großer Teil der philosophischen Ordinarien entschieden gegen eine derartige Beschränkung der akademischen Probezeit aus. Man würde, meinte Heinrich, „einen solchen fast mutwilligen Überfluß“ nicht ohne Rüge oder Spott hingehen lassen¹⁾. Dagegen wurden wieder manche höchst dringende Bedürfnisse kaum oder nur ungenügend gedeckt. Die schwierige Frage der Nachfolge Hegels fand in Berlin eine Lösung, die niemanden befriedigen konnte; sie ließ zugleich deutlich hervortreten, daß neben dem so eifrig gewährten Bestimmungsrecht des Ministeriums auch andere Faktoren, wie die immer lebhaftere Anteilnahme des Kronprinzen an den akademischen Dingen, zu Wort kamen. Überhaupt mußte bei einem Charakter wie Altenstein das Bestreben, sich allen Änderungen der politischen oder wissenschaftlichen Lage

¹⁾ B. F. A. Proff. I; für das röm. Recht vgl. Rehf. Bericht 1833; Lenz II, 408.

anzupassen, mit den Jahren eine gewisse Ermüdung hervorrufen. Seine letzten Zeiten waren mit den neu einsetzenden Anforderungen eines offenen Kampfs gegen Demagogen und Klerikale nicht dazu angetan, ein ruhiges und zielsicheres Ausbauen des auf akademischem Boden Geschaffenen zu begünstigen. Noch einmal mußte die Reinhaltung der wissenschaftlichen Zwecke und Gesichtspunkte unter dem Andrang von Beunruhigungen leiden, deren ungemilderte Heftigkeit doch wesentlich ein Ergebnis der absolutistischen Staatsordnung war. Altensteins „weises Kunktieren und besonnenes Aufhalten“, das ein Gegner wie der weltkluge Bischof Eylert an ihm zu rühmen fand, suchte auch durch diese Stürme durchzukommen, doch begreift man das Urteil des gleichen Beobachters: „Er übersah das Ganze mit klarem Blick, aber für die Praxis sah er zuviel.“¹⁾ Weniger freundlich hat einer seiner ältesten Mitarbeiter, Rehfuës, als das eigentliche Leitmotiv für die Politik seines Chefs dessen bis zur Würdelosigkeit getriebenes Festklammern an seinem Posten erkennen wollen. Bald nach Altensteins Tod schrieb er an Schulze: „Der Zweck, sich in dem Ministerio zu halten, ging ihm höher als andere außer dem Recht und der Ehre.“ Trotz dieser Einschränkung führt er aber als Beweise einer unerlaubten Nachgiebigkeit die Überlassung des Ministerialdirektoriums an Kamptz und dann an den jetzigen Inhaber sowie die Ernennung des Polizeipräsidenten zum Kurator von Breslau an. Rochow und Alvensleben, meint er, hätten sich in den ersten acht Tagen ihres Ministeriums nicht bieten lassen, was Altenstein nach etlichen zwanzig Jahren mit innerem Ingrimm, aber doch mit außerordentlicher Geduld ertragen habe. „Ist es denn ein solches Glück Minister zu sein? Ich halte einen preußischen Minister für ein bedauernswürdiges Geschöpf und den Minister der geistlichen usw. für den unglücklichsten unter seinen Kollegen“²⁾.

Wenn Rehfuës noch beifügt, er würde es für ein großes Unglück halten, wenn die Vorsehung ihn auf eine solche Probe stellen wollte, so muß man in Betracht ziehen, daß er diese unerfreulichen Äußerungen in einem Augenblick zu Papier brachte, wo die Tage seiner eigenen amtlichen Laufbahn bereits gezählt waren. Noch während der dreißiger Jahre ließ es sein Ehrgeiz auf so manche Aussichten und Versuche des Höhersteigens ankommen, ohne doch zum Ziel zu gelangen. Man kann gewiß nicht sagen, daß er die Pflichten einer Stellung, die ihm stets nur als Übergangszustand erschienen war, vernachlässigt hätte. Seine jährlichen Hauptverwaltungsberichte sind mit großer Sorgfalt abgefaßt und berühren jedesmal alle Verhältnisse und Bedürfnisse der Universität, die für die oberste Leitung von Interesse sein konnten. Allerdings macht sich in den Entwürfen der amtlichen Schriftstücke, die er früher fast durchweg selbst in seiner schwer leserlichen Schrift anfertigte, immer häufiger die Hand seines verlässigsten Helfers, des Sekretärs Thiel, bemerklich. Aber vor allem traten

¹⁾ R. F. Eylert, Charakterzüge aus dem Leben Fr. W. III., I (Magdeb. 1843), 361.

²⁾ R. an Schulze, 30. XII. 1840 (Berl. Bibl. Varnhagen).

jetzt in der Tätigkeit des R.-B. wiederholt längere Unterbrechungen ein. Wie in jener ersten Erholungspause von 1826/27 vertrat ihn auch 1831 und 1833 Hüllmann. Die großen Verwaltungsberichte erstattete der geschäftsgewohnte Professor mit der größten Gewissenhaftigkeit, nicht ohne in den allgemein gehaltenen Einteilungen sein historisches Wissen und Urteil gehörig leuchten zu lassen. Rehfuës entfaltete eben damals eine Vielseitigkeit des Schaffens, die ihn nicht allein in die Regionen des Dichters und des Publizisten zurückführte, sondern zugleich mit seiner alten Sehnsucht nach einer bedeutenden politischen Rolle zusammenhing. Das letztere Streben fand in seinem Vorgesetzten den eifrigsten Beförderer. „Es ist schade,“ schrieb Altenstein (8. XI. 1830), „daß Herr von Rehfuës nicht mehr gebraucht wird. Nie hat er in den schwierigsten Verhältnissen nach meiner Überzeugung eine Sache oder einen Menschen falsch aufgefaßt und nie hat er den richtigen Takt verfehlt. — Er hat nach meiner Überzeugung für eine so bewegte Zeit, wie die jetzige, einen großen Wert.“ Durfte er für das Muster eines R.-B. gelten, so verfehlt er auch nicht über Fragen, die seinem eigentlichen Wirkungskreis fern lagen, sich hören zu lassen. Seine gewandte Feder kam der Regierung zu Hilfe, als das unbotmäßige Benehmen der sogenannten „letzten Zehn vom vierten Regiment“ in Elbing zu scharfem Einschreiten geführt und den preußischen Behörden die Entrüstung aller Polenschwärmer zugezogen hatte¹⁾. Gleich nach der Julirevolution war er daran gegangen, in einem „Mémoire sur le malaise de la génération actuelle“ dem vielberufenen Zeitgeist und der aus seinen unbefriedigten Wünschen erwachsenen Gärung die Diagnose zu stellen. Das französische Gewand dieser Schrift zeigt die Absicht des Verfassers, auf europäische, nicht nur auf deutsche Kreise zu wirken. Er konnte sich hierin mit seinem Freund Schlegel eins wissen, mit dem er über solche allgemeine Probleme vertrauten Gedankenaustausch pflegte. Die kleine 1831 verfaßte Denkschrift brachte ihn aber in den Ruf eines Hauptwerkzeugs der Reaktion²⁾. Obwohl sie nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war, erschien doch 1833 in München eine deutsche Bearbeitung und es hieß, das Original sei den in Schwedt und Münchengrätz versammelten Fürsten und Diplomaten überreicht worden. In der Tat tragen die Rezepte einer politischen Therapie, die dem erkrankten Europa mit der wohltätigen „Magie der alten Institutionen“ zu Hilfe kommen möchte, einen starken Beigeschmack

¹⁾ Vgl. Zum Andenken S. 55ff.

²⁾ Vgl. hierüber Zeitschr. f. preuß. Gesch. XIX, 490ff.; Dorow IV, 223ff.; versch. Briefe von R. an Dr. M. Kind in Leipzig aus den J. 1833/34, B. Univ.-Bibl. MS. 1241. Schlegel erhielt erst nach Jahren ein Exemplar, wobei ihm R. (20. IV. 1838, Dresdener Schlegelbriefw., Mitteilung von Platzhoff) schrieb: „Als ich das Memoire in hohen Sphären verteilte, wußte ich wohl, daß ich mannigfach anstoßen würde, glaubte aber, es wagen zu müssen, als ich bemerkte, wie so wenige, selbst die besten Köpfe, die neue Epoche, die unleugbar mit der Juli-Revolution eingetreten ist, richtig gefaßt haben“; schrieb französisch, weil dies in jenen Sphären eher Leser finde als das Deutsche. Vgl. O. Brandt a. a. O.

von Romantik. Die Gefahr einer Industrialisierung der Gesellschaft will er durch Herstellung der Zünfte beschwören. Wenn er von der Gründung eines weltlichen Ritterordens zur Erschließung von Asien und Afrika träumt, so berühren sich solche nach Süden und Osten hin orientierte Kolonisationsgedanken doch auch wieder mit ernsthaften Tendenzen des Zeitalters. Überhaupt spielt hier sein damaliges Doppelleben in der Tageswelt der Geschäfte und in den Nachtstunden des freien Phantasieflugs eine übergroße, wie er selber sagt, „fast verwegene“ Rolle. Dem deutschen Liberalismus genügte schon sein Eintreten für die Berechtigung und Unentbehrlichkeit des Adels, um ihn zu einem Schildknappen des Metternichschen Systems zu stempeln. Die Ausfälle auf Presse und Geschworenengerichte, die warme Empfehlung des häuslichen Tischgebets schienen damit im Einklang zu stehen. Rehfuës war aber äußerst empört, als man in ihm sogar den Verfasser einer reaktionären Flugschrift erkennen wollte, die nichts Geringeres bezweckte als eine Aufhebung der deutschen Universitäten in ihrer jetzigen Gestalt. Die amtliche Stellung, die er eben im Jahr 1833 provisorisch antrat, war nicht dazu angetan, den gegen ihn erregten Verdacht zu entkräften. Seinem unbefriedigten Ehrgeiz mußte es freilich eine nicht geringe Genugtuung gewähren, daß man ihn endlich nach Berlin berief, um eine zeitgemäße Umgestaltung des preußischen Zensurwesens seinen Händen anzuvertrauen. Die von Bernstorff schon 1831 versuchte Reform sollte vor allem die wissenschaftlichen Veröffentlichungen von den bisherigen Einschränkungen befreien. Man wünschte dem aus Akademikern und hohen Beamten zu bildenden Oberzensurkollegium einen Charakter zu verleihen, der von vornherein jedes berechtigte Mißtrauen gegen diese für unentbehrlich gehaltene Überwachungsbehörde ausschließen würde. Böckh, dessen Eintritt die Regierung wiederholt eifrig betrieb, blieb allerdings bei seiner grundsätzlichen Ablehnung. „Ich müßte“, schrieb er (1832), „die Achtung vor mir selbst aufgeben, wenn ich den gefaßten Entschluß aus Menschenfurcht aufgeben wollte“¹⁾. Für Rehfuës waren derartige Motive nicht maßgebend, obgleich er in seinem Memoire die Zensur als ein mit der öffentlichen Meinung ganz unversöhnliches Institut bezeichnet hatte. Er ging im Herbst 1833 nach Berlin, um das Präsidium und die Abfassung eines neuen Organisationsplans zu übernehmen²⁾. Die Stadt Bonn hatte erst kurz vorher wieder in einer wirtschaftlichen Krisis die umsichtige und tatkräftige Hilfe ihres „schützenden Genius“ erproben dürfen; sie bot alles auf, um in einem Immediatbericht an den König das endgültige Ausscheiden des Kurators aus seinem bisherigen Wirkungskreis abzuwehren³⁾. Zunächst

¹⁾ Hoffmann, Böckh S. 91f.

²⁾ Vgl. L. Geiger, Das junge Deutschland und die preußische Zensur (Berl. 1900), S. 11ff.; Stägemann (an Olfers 2. VI. 1833, Rähl III, 523), meinte, R. sei außerdem zum R.-B. für Berlin bestimmt, Kamptz scheine ihn aber für einen verkappten Jesuiten zu halten.

³⁾ Zum Andenken S. 53ff.; Z. preuß. Gesch. XVIII, 210.

beließ man es auch bei einer Vertretung des Beurlaubten in seinen Bonner Geschäften. Hüllmann, der sie führte, konnte nicht nur in seiner Auffassung des Amts, sondern zugleich als volleingeweihter Teilnehmer an dem dichterischen Lebenswerk seines Vorbilds für dessen anderes Ich gelten¹⁾. Trotzdem mußte die jahrelange Abwesenheit des R.-B. von der Universität, in deren Verhältnisse er sich so gründlich eingelebt hatte, gelegentlich fühlbar werden und auch seine Berliner Tätigkeit ließ ihm zuletzt die Rückkehr nach Bonn als die beste Lösung erscheinen. Für ein Festhalten der ihm zugedachten Aufgabe fehlte ihm doch in den Zeiten der Wiener Ministerkonferenzen, der Maßnahmen gegen das junge Deutschland und der Hegelschen Staatsphilosophie die nötige Schmiegsamkeit. Seine ersten Vorschläge hatte er schon nach wenigen Monaten eingereicht; auch erbot er sich bis zur Neugestaltung der Behörde die Geschäftsführung allein zu besorgen. Aber es war doch keineswegs nur die gegen ihn eröffnete Preßfehde, die ihm mit ihren „Klaffereien“ die Sache verleidete. Er bezweifelte von vornherein, wie er an Altenstein schrieb²⁾, einen Erfolg seines Projekts beim Staatsministerium, „wo das Gewicht des Materialismus zu groß ist, als daß höhere Richtungen neuer Institutionen, besonders wenn sie einige tausend Taler Geld kosten, die geringste Gunst finden könnten“. Daß diese Vorschläge zur Kenntnis eines jungen Bewunderers seiner Romane, des 1835 feierlich geächteten Gutzkow, gelangten und mit ihren „wahrhaft befruchtenden und befreienden Keimen“ die volle Anerkennung des literarischen Revolutionärs fanden, zeigt zur Genüge, welche tiefe Kluft zwischen Rehfues und den wirklichen Berliner Machthabern, einem Wittgenstein und anderen, bestand³⁾. Am 19. Januar 1836 erging ein königliches Kabinettschreiben, das den eifrigen Reformator des Zensurwesens mit dem roten Adlerorden zweiter Klasse belohnte, aber wegen der Undurchführbarkeit seiner Vorschläge wieder abdankte. Altensteins Bedauern über das Scheitern einer Neuordnung, die nach seiner Ansicht alle gerechten Ansprüche des Staats wie der Wissenschaft befriedigt haben würde, änderte nichts an diesem Ausgang. Im April trat der Enttäuschte sein altes Amt wieder an⁴⁾, um alsbald auf ein noch weit dornenvolleres Feld der hohen Verwaltung, in die Verhandlungen mit dem Kölner Erzbischof Klemens August gezogen zu werden.

Noch vor dem Ausbruch des preußischen Kulturkampfs, der sich ja zunächst in den Rheinlanden abspielte, war der kaum beruhigte Zustand des deutschen Universitätswesens von neuen Erschütterungen erfaßt und in die Trostlosigkeit der Demagogenverfolgung von 1819 zurückgeworfen worden. Die Julirevolution

¹⁾ Z. preuß. Gesch. XVIII, 219.

²⁾ R. an Alt., 7. I. 1834 (B. Univ.-Bibl. MS. 1441).

³⁾ Vgl. Z. preuß. Gesch. XVIII, 198f.

⁴⁾ Ebd. 200; Zum Andenken S. 62ff.

hatte weder den befürchteten europäischen Krieg noch einen allgemeinen Umsturz in Deutschland gebracht, aber doch neben einer Reihe von konstitutionellen Bewegungen in den Einzelstaaten eine allgemeine politische Nervosität hervorgerufen, für deren Stillung der bundestägliche Verband der Regierungen wieder die alten Heilmittel in ihrer ganzen Kleinlichkeit und Härte zur Anwendung kommen ließ. Aber auch die Ansätze zur Bildung eines deutschen Radikalismus trugen im Grund das nämliche Gepräge der Unfruchtbarkeit wie die maßlose Angst, die ihre höchst unbehülflichen Kundgebungen in den oberen Regionen erzeugten. Das Hambacher Fest und der Frankfurter Wachensturm würde gleich dem bekannten Lied von Absalon fast erheiternd wirken, wenn sie nicht so tragische Folgen nach sich gezogen hätten. Und noch einmal erhielten die deutschen Hochschulen das schärfste Maß der über die Unruhestifter verhängten Bußen zugeteilt.

Die preußische Monarchie war aus den wildbewegten Monaten nach der Pariser Umwälzung ohne irgendwelche ernstliche Störung hervorgegangen, obwohl sie durch die Kämpfe in Belgien und den polnischen Aufstand ganz unmittelbar bedroht erschien. Besonders im Rheinland sah man sich schon bei dem Zusammenbruch der Bourbonenherrschaft genötigt, mit einer Erneuerung der französischen Expansionslust zu rechnen und auf die Stimmung der Provinz sorgfältig acht zu haben. Aber Niebuhrs Verzweiflung erwies sich doch als durchaus unbegründet. So wenig man hier einen historischen Zusammenhang mit dem Herrscherhaus wie im altpreußischen Osten voraussetzen konnte, so waren doch die praktischen Rheinländer noch viel weniger geneigt, schon wieder zum Gegenstand einer großen politischen Verschiebung zu werden¹⁾, geschweige denn ein Heimweh nach der Franzosenzeit aufkommen zu lassen. Weit stärker als am preußischen Rhein hatte sich eine kurzfristige Begeisterung für die Pariser Juhlihelden in Süddeutschland eingenistet. Auf der anderen Seite fehlte natürlich in den ehemals geistlichen und dann französischen Gebieten die Triebkraft der norddeutschen Erhebung von 1813. Im ganzen trafen die Berichte der rheinischen Behörden nach Berlin, die jeder ernstlichen Beunruhigung vorzubauen suchten, gewiß das Richtige²⁾. Leider paßten die Hetzereien des Mülheimer Landrats Schnabel, der nicht müde wurde, die angeblich zwischen Frankreich und dem Rheinland gesponnenen Fäden des Verrats aufzudecken, den Staatsleitern besser in ihr System. Der lächerliche Eifer, womit man 1832 einer gegenstandslosen Kölner „Verschwörung“ nachging, trug nicht dazu bei, das Ansehen der Regierung zu heben. Wenn aber der Volkswitz damals das Wort in Umlauf brachte, daß der preußische Adler Mäuse fange³⁾, so sollte

¹⁾ Über Gerüchte von einem Umtausch mit dem König von Sachsen oder mit dem König der Niederlande im Nov. 1830 vgl. Delbrück, Gneisenau V, 617ff.

²⁾ J. Hansen, G. von Mevissen I (Berl. 1906), 219ff.

³⁾ Gothein, Köln I, 455.

dieses Aufgebot staatlicher Machtmittel gegen einen im Grund unfabbaren Feind noch viel häßlicher in dem allgemeinen und planmäßigen Angriff auf die deutschen Universitäten zur Erscheinung kommen. Es war fast die nämliche Lage wie in den zwanziger Jahren und man beging genau dieselben Fehler. Allerdings zeigten sich diesmal in der wiedererstandenen Burschenschaft die Keime einer international gefärbten Umsturzbewegung wesentlich verstärkt und der törichte Frankfurter Putsch von 1833 nötigte ohne Zweifel zu ernstlichem Einschreiten. Dagegen fehlte es jetzt an dem besonders aufregenden Einschlag der persönlichen Attentate. Und zu dem tatsächlichen Ergebnis der erneuerten Demagogenhetze stand die furchtbare Bestrafung der meist völlig harmlosen Opfer im schreiendsten Mißverhältnis. Von den 192 Urteilen des Berliner Kammergerichts (1836) lauteten 39 auf Tod, darunter vier auf die noch zu Recht bestehende Hinrichtung durch das Rad. Die Verwirklichung solcher Justizgräuel ward allerdings durch die königliche Begnadigung zu dreißigjähriger Festungshaft abgewendet¹⁾. Aber das ganze Dasein der Hochschulen schien unter diesen stets wiederholten Belastungsproben schließlich verkümmern zu müssen. Wir werden sehen, daß auch der alte grundsätzliche Kampf gegen den vermeintlichen Anachronismus ihrer historischen Lebensformen damals von verschiedenen Seiten her lebhaft aufgenommen worden ist.

Gleich in dem ersten seiner jährlichen Hauptverwaltungsberichte (für 1830)²⁾ erteilte der R.-B. seiner Bonner Studentenschaft das Lob, daß in diesem an bedenklichen Erscheinungen so reichen Jahr die echt vaterländische Gesinnung sich auf eine höchst erfreuliche Weise erprobt habe; „die allgemeine politische Aufregung ward nur in Äußerungen und Reden bemerkt, welche sich um den preußischen Thron und den Monarchen sammelten“. Im folgenden Jahr sprach er aufs neue seine Überzeugung dahin aus, daß im Kriegsfall die gut preußische Gesinnung der akademischen Jugend trotz einer merklichen Zunahme des Burschenschaftswesens und des „Turngeistes“ sich glänzend erprobt haben würde. Wenn er einen günstigen Einfluß des Rektors Gieseler auf die burschenschaftliche Partei hervorhebt, so weist dies bereits auf die wohlwollende Haltung hin, die er selber im Gegensatz zu der landläufigen Verurteilung aller studentischen Reform einnahm und solange als möglich zu wahren suchte. Daß vor der Julirevolution bei der großen Mehrzahl der Burschenschafter der Gedanke einer gewaltsamen Umgestaltung Deutschlands entschieden zurückgetreten war, wird auch sonst bezeugt³⁾. Bei den Bonnern fand jedenfalls die neu aufkommende Richtung der sogenannten Germanen nur wenig Anklang. Und von jenen Sympathien, wie sie die Ideale von Jena und der Wartburg

¹⁾ A. Stern, *Gesch. Europas V* (Stuttg. 1911), 99.

²⁾ B. Kur. $\frac{1}{2}$ Bd. I, II.

³⁾ Vgl. für Heidelberg L. von Pastor, Max von Gagern (1912), S. 19f.; für Bonn Oppermann S. 38f.

unter dem ersten rheinischen Lehrkörper gefunden hatten, konnte jetzt vollends nicht mehr die Rede sein. Die politischen Anläufe des deutschen Professorentums waren überhaupt seit den Karlsbader Beschlüssen, wenn wir etwa Freiburg ausnehmen, gründlich ins Stocken geraten. An der einwandfreien Gesinnung der Bonner Hochschullehrer ließ sich kaum mehr eine Abweichung von der Regel entdecken. Man hatte sich daran gewöhnt, daß alles, was irgendwie nach Politik schmeckte, der Aufmerksamkeit der Regierung nicht entgehen konnte. Auch die Werbung um Beiträge für das schwerbedrängte Griechenvolk sollte nach Altensteins Weisung, obwohl Privatsache, doch nicht mißbraucht, das Mitleid nicht in parteisüchtigen Enthusiasmus verwandelt werden¹⁾. Es ging eigentlich über alles Erwarten, wenn Arndt es ungeahndet wagen durfte, sich über die griechische, polnische und belgische Frage publizistisch hören zu lassen. Nachdem die Regierung selbst ihm eine weitere literarische Verwendung in Aussicht gestellt hatte, ließ man sich seine unerbetene patriotische Warnung vor französischen und slawischen Begehrlichkeiten gefallen. Im Kollegenkreis hielten manche mit ihrem Mißfallen über seinen veralteten Franzosenhaß nicht zurück. Der getreue Eckart seiner Nation wußte aber jetzt seinen deutschen Ton derart zu stimmen, daß dieser einem unverfälschten preußischen Empfinden keinen Eintrag tat und ihm sogar die ganz irrige Vermutung bestellter Arbeit zuzog²⁾.

Das Versäumen dieser Vorsicht hätte um ein Haar seinen alten Leidensgenossen von 1819, F. G. Welcker, doch noch zu Fall gebracht. Er hatte ungleich dem Bruder seinen vollen Frieden mit der Regierung gemacht und gehalten, als ihn gegen Ende 1831 das Bedürfnis anwandelte, gerade angesichts der in Preußen zunehmenden Reaktion durch Neuherausgabe zweier Aufsätze von 1815 sich „eine Herzenserleichterung dem Deutschland, worin ich geboren bin, gegenüber“ zu verschaffen³⁾. Karl Theodor war natürlich begeistert vor allem über die „köstliche“ Vorrede, in welcher der Bonner Professor seinen Unmut über die neuen Symptome des russisch-preußischen Rückschritts freien Lauf gewährte. Er beschwor damit geradezu den Blitz auf sein Haupt herab. Am 23. Mai 1832 ließ ihm der R.-B. durch zwei Kollegen die sofortige Suspendierung von seiner Lehrtätigkeit und weiterhin die Amtsentsetzung ankündigen, mit dem Beifügen, daß man wegen der gemachten übeln Erfahrungen von einer Verweisung der Sache vor Gericht absehen werde. Die Fakultät ging allerdings auf Bezeichnung eines Ersatzmanns für die von ihm begonnenen Vorlesungen

¹⁾ Alt. an Rehf. 22. V. 1826 (B. Kur. 14⁶/₁₂ Bd. I).

²⁾ Vgl. P. Meinhold, Arndt (Berl. 1910), S. 223ff.; Wild, K. Th. Welcker, S. 136, 373, 385ff.; J. Hansen, Rheinische Briefe und Akten zur Gesch. der polit. Bewegung 1830—1880, I (Essen 1919) 31* A. 3. Zu seinem damaligen Nachruf auf Stein (Arndt, Mehrere Überschriften, Leipzig 1831) vgl. Meisner-Geerds S. 316f.

³⁾ Vgl. hiefür vor allem Wild S. 130, 139, 390ff.; Kekulé S. 181; für den amtlichen Verlauf der Sache B. Kur. 10⁵/₃; B. F. A. Proff. I; B. Un.-Bibl. MS. S. 774; ebd. S. 683 (Welcker an Diessen 12. VII. 1832).

ebensowenig ein wie vormals bei Arndt, aber Schlegel war doch der einzige, der das Eingehen auf eine solche Zumutung für höchst unschicklich zu erklären wagte. Noch im gleichen Jahr verfiel der Bruder in Freiburg mit Rotteck zusammen der politischen Anklage und der Pensionierung; sein Schicksal schien auch den älteren Welcker fast unabwendbar zu bedrohen. Denn dessen inniger Zusammenhang mit seinem ganz zum Oppositionsführer gewordenen Karl Theodor war auch in den Berliner Regierungskreisen nicht unbeachtet geblieben. Er selber schreibt am 11. November 1832: „Sonst wurden Fürsten in die Reichsacht erklärt, jetzt Professoren in die Bundesacht.“ Daß er für die Polenbegeisterung des Freiburgers auch in Bonn vergebens Stimmung zu machen suchte, konnte seine Lage nicht verbessern. Trotzdem fand er in seiner nächsten Umgebung die wirksamsten Verteidiger. Mehr als das warme Eintreten von Rektor und Senat dürfte das Gutachten des R.-B. den Ausschlag gegeben haben. Rehfuß betonte ausdrücklich, daß ihm die Persönlichkeit des so schwer beschuldigten Universitätslehrers, der „in seinem ganzen Wesen etwas Gedrücktes, ja Eckiges“ habe, keineswegs sympathisch sei; nicht umsonst hätten bei der Untersuchung gegen ihn auch die Studenten sich so teilnahmslos gezeigt. Als Anhänger des Konstitutionalismus habe er sich von den Hauptverirrungen der Zeit nicht ferngehalten, aber man sei ihm die Gerechtigkeit schuldig, daß seine Lehrtätigkeit nicht dadurch verfälscht worden sei und er überhaupt niemals versucht habe, „gleiche Überzeugungen bei der Jugend hervorzubringen“. Der R.-B. sah sich daher zu der Erklärung verpflichtet, die Erhaltung des gelehrten, eifrigen und gewissenhaften Dozenten für Bonn sei wünschenswert, während sein übriges Leben und Betragen keine genügenden Gründe darbiete, um seine Entfernung wünschenswert oder gar nötig erscheinen zu lassen. Wirklich erfolgte am 12. April 1833 die Aufhebung der Suspension, also in der nämlichen Zeit, in der soeben das Frankfurter Ereignis die Regierungen aufs neue schwer gereizt und den Anlaß zur Einsetzung einer außerordentlichen Bundesuntersuchungsbehörde geschaffen hatte.

Wie im Fall Welcker das Äußerste vermieden blieb, so war auch die studierende Jugend der rheinischen Universität, ehe die Mainzer Zentralkommission zusammentrat, durch Senat und Kuratorium nach Kräften beschützt worden. Die ruhige Haltung der in neuer Blüte stehenden Bonner Burschenschaft trug das Ihrige dazu bei, den akademischen Behörden eine wohlwollende Haltung zu erleichtern. Sie hielt sich gegenüber den Umsturtztendenzen der sogenannten Germanen durchaus auf dem Boden der gemäßigten arminianischen Richtung und geriet sogar bei den Heißspornen in den Verdacht eines überloyalen preussischen Partikularismus. „Nur wie eine dunkle Sache“, berichtet eines ihrer damaligen Mitglieder, „verlautete noch etwas von den Gießener Schwarzen, von den ‚Unbedingten‘ Karl Follens“¹⁾. Zeitweilig machte sich sogar in ihren

¹⁾ Vgl. Oppermann S. 38f., 52ff., 64ff., 73ff.

Reihen die Anziehungskraft des von den Landsmannschaften oder, wie man sie zu nennen anfang, Korps gepflegten ganz außerpolitischen Studentenlebens bemerklich. Aber die starken Ausschreitungen, deren sich diese grundsätzlichen Gegner der Burschenschaft mehr als einmal schuldig machten, führten den Kurator wie den Universitätsrichter Bergmann immer wieder auf die Seite der von oben her so unversöhnlich Verfolgten. Freilich stand es zu der vorschriftsmäßigen Abndung der geringfügigsten burschenschaftlichen Regungen in einem schreienden Widerspruch, wenn die akademische Obrigkeit gelegentlich (wie 1832) einer rohen Vergewaltigung der „Philister“ durch wahrhaft mittelalterliche Racheakte der leicht gereizten Farbenträger mit unerlaubter Nachsicht zusah. Rehfuës, als ein Mann der unverbrüchlichen Ordnung und guten Sitte, empfand dies mit vollem Bewußtsein, wenn er (26. XII. 1832) dem Minister schrieb, er sehe den weitaus größeren Nachteil für die Universitäten in dem Korpswesen; man solle es doch einmal mit der Burschenschaft wagen, um dem Geist der Studierenden eine bessere Richtung zu geben¹⁾. Eine solche Befürwortung der verrufenen Genossenschaft durch den R.-B. selbst war um so bedeutsamer, da er sie auf Grund einer genauen Untersuchung der Bonner Verhältnisse einlegen konnte. Der Sprecher Maynz war schon im Oktober 1831 verhaftet worden, aber auch die beschlagnahmten Papiere hatten nichts ergeben, was eine strafrechtliche Verfolgung angezeigt erscheinen ließ. Rehfuës wußte es mit seinen dringenden Vorstellungen beim Polizeiminister und durch diesen beim König selbst durchzusetzen, daß es bei dem akademischen Disziplinarverfahren blieb. Das am 7. Juli 1832 gefällte Urteil des Senats, das erst im folgenden Frühjahr veröffentlicht wurde, verhängte allerdings über sieben Burschen die Relegation und über eine Anzahl von Renoncen das consilium abeundi oder den Verweis, doch war wenigstens die eigentliche Blutarbeit einer auf Hochverrat orientierten Justiz vorläufig abgewendet worden. Noch im November durften die Vertreter der Burschenschaft mit ihren schwarz-rot-goldenen Schärpen an der studentischen Ehrung des neuen Rektors Walter teilnehmen. Aber eine dauernde Aufrechthaltung dieses äußerlich kenntlichen Daseins war natürlich ausgeschlossen. Name und landsmannschaftliche Formen der Markomannia, in die sich der Verband bei seiner Selbstauflösung (9. XII. 1832) verwandelte, vermochten nur noch kurze Zeit hindurch (bis Juni 1833) unter dem Sprecheramt des feurigen Max Duncker eine Art von Nachblüte zu treiben. Dem reaktionären Kriegszustand, der nach dem Frankfurter Putsch über die deutschen Universitäten verhängt worden war, konnte auch Rehfuës nicht mehr wirksam entgentreten. Den Fackelzug, den ihm die siegreichen Landsmannschaften brachten, hatte er sicherlich nicht verdient. Aber seit dem Verschwinden der Markomannia mußten die paar Dutzend Burschenschafter, die noch in Bonn aushielten, sich damit abfinden, die alten nationalen Hoff-

¹⁾ Ebd. S. 71f.

nungen in der unscheinbaren Hülle eines Bierstaats mit Kaiser, Kanzler und Kurfürsten zu verstecken. Vor dem Untersuchungsbetrieb, der jetzt in die Hände außerakademischer Persönlichkeiten gelegt wurde, gewährte freilich auch das harmloseste Gebaren keinen Schutz mehr. Nachdem der berüchtigte Schnabel den Anfang gemacht hatte, begann 1834 der Regierungsreferendar Bitkow, ein besonderer Vertrauensmann des wieder in volle Tätigkeit gesetzten Kamptz, seine kindische und traurige Fertigkeit im Aufspüren von Hochverrätern am Rhein zu üben. Für seine feinfühligte Kombinationsgabe genügte schon der Anblick eines kleinen Knaben, „welcher eine Mütze von rottuchnem Stoffe, mit einer schwarzen Pelzbesetzung und einer golddrahtenen Quaste trug“, um das Schreckbild einer ebenso verschmitzten als frechen Verhöhnung der Staatsgewalt wachzurufen und seiner Feder einen ausführlichen Bericht an das Ministerium zu entlocken¹⁾.

Schon im Jahr 1831 spricht Welcker in einem Brief an seinen Bruder von einer Verstimmung der Universität; „nur wenige ausgezeichnete Dozenten haben wir noch“. Zu dem oben verzeichneten Verlust an bedeutenden Lehrern trat nunmehr eine erhöhte Schwierigkeit der Ergänzung, die sich aus dem schlimmen Ruf der preußischen Universitätsverhältnisse ergab. Als der Leipziger Jurist Wächter es ablehnte, nach Bonn zu gehen, trug Rehfuess kein Bedenken, die Hauptursache in einen Bericht an den Minister (20. II. 1835) ganz offen darzulegen²⁾. „Die gegenwärtige Zeit, da auf allen unseren Universitäten Mediatuntersuchungen angeordnet sind, welche gar kein Ende nehmen wollen, ist den Vokationen aus dem Ausland nicht günstig. Besonnene Männer fürchten nicht ohne Grund in dergleichen Untersuchungen verwickelt zu werden, die gewöhnlich kein Ende durch Urteil und Recht nehmen, sondern zuletzt nur gleichsam einschlafen und den Ruf dessen, den sie getroffen, wahrhaft unheilbar verletzen.“ Auch die Bonner Professorenschaft ward allmählich der stets vergeblichen Standhaftigkeit müde, womit sie durch die zwanziger Jahre die Verteidigung ihrer korporativen Rechte geführt hatte. Um so unerfreulicher drängten sich jetzt innere Spaltungen und rein persönliche Begehrlichkeiten in den Vordergrund. Schlegel fühlte sich gekränkt, als der Minister nach Niebuhrs Tod, ohne auf ihn Rücksicht zu nehmen, die Vertretung der alten Geschichte Hüllmann zuweisen wollte; er betonte seine eigene Wirksamkeit als „professor historicarum“. Bald darauf suchte Augusti anlässlich der Berufung nach Darmstadt sein Verbleiben in Bonn von der Verleihung des Titels Konsistorialdirektor und der Beförderung seines Schwiegersohns Bobrik zum Extraordinarius abhängig zu machen. Altenstein sprach sich in seinem Bericht an den König dagegen aus,

¹⁾ Ebd. S. 76ff.; über das Fehlen der Akten S. 78.

²⁾ B. Kur. ⁹⁷ Bd. VII.

indem er zugleich gegenüber der Selbsteinschätzung des greisen Gelehrten dessen Abgang für ziemlich belanglos erklärte. Trotzdem wurden dem bewährten Parteigänger im Agendenstreit schließlich alle seine Bedingungen zugestanden, während der Minister die Bewilligung der von Hüllmann begehrten Würde eines Kanzlers der Universität nicht durchzusetzen vermochte¹⁾. Bedeutsamer als solche Einzelwünsche waren die Gegensätze, die sich innerhalb der juristischen und der medizinischen Fakultät herausgebildet hatten. Die zum Teil hiedurch hervorgerufenen Kämpfe um das Rektorat wurden bereits früher erwähnt. Wegen der bisherigen Übergehung der Mediziner erhob schon 1831 Harleß persönliche Beschwerde über den ungerechten Wahlmodus; er beantragte wiederholt vergebens die Einführung eines Turnus unter den Fakultäten. Rehfuß stellte eine Begünstigung der „Intrige“ durch die bestehenden Formen nicht in Abrede, widerriet aber zunächst jede Änderung, da bei den Wahlen doch immer eine Ansicht von der besonderen Tauglichkeit der aufgestellten Kandidaten obwalte und jeder Wechsel in den leitenden Grundsätzen heutzutage ein Fehler sei. Der Jurist Walter wurde 1831 als Rektor bestätigt, ebenso der Gewählte des folgenden Jahrs, Brandis, obwohl diesmal „das Unwesen bei der Bewerbung um Stimmen“ besonders anstößig geworden sein sollte. Im Jahr 1833 wurden aber die Wahlvorgänge derart „zum Stadtgespräch“, daß Hüllmanns Hauptverwaltungsbericht (10. VI. 1834) den vorhandenen Mißstand zur Sprache bringen mußte²⁾. Noch heftiger traten die herrschenden Parteiungen bei den juristischen und besonders medizinischen Dekanatswahlen hervor. In der letzteren Fakultät kam es bei der Wahl von 1835 zu widerwärtigen Auftritten zwischen den jüngeren und älteren Mitgliedern. Der vom Dekan Bischoff als Wahlurne benutzte Hut wurde zum Gegenstand eines Handgemenges zwischen ihm und Kilian und die mündlichen Beleidigungen nahmen nach Bischoffs Behauptung die „Erscheinung eines wahren delirii“ an. Der Vertrauensmann der Jüngeren, Ennemoser, erhielt nach einer Wiederholung des Wahllakts im Beisein des R.-B. noch einmal die Mehrheit und trotz entschiedenen Einspruchs der Gegner auch die Bestätigung³⁾. Wenn hier offenbar die persönlichen Motive überwogen, so entstammte bei den Juristen die schon 1832 im Verwaltungsbericht gerügte „unwürdige Eifersucht“ größtenteils einem Streit der feindlichen Richtungen der Systematiker und Historiker, welche letztere die Mehrheit im Kollegium besaßen. Der Berichterstatter Hüllmann bringt zugleich einen Gesichtspunkt herein, der nicht allein für die Jurisprudenz in Betracht kommt. Er weist nämlich auf die unverkennbare Vorliebe der Rheinländer für die praktisch verwendbare Seite der Rechtswissenschaft hin, für welche

¹⁾ Schlegel an Rehfuß, 18., 25. III. 1831 (Dresden. Briefw.); für Augusti u. Hüllmann: Alt. an den König, 31. X. 1832; 19. V. 1836 (Berl. St. A. R. 89, CXLIII).

²⁾ B. Kur. § Bd. III.

³⁾ Ebd.

ihnen die moderne historische Schule weniger zu bieten scheine. Und die gleiche Bemerkung macht er anlässlich der Philosophie: „In einem Lande, dessen meiste Bewohner aus den gebildeten Ständen zu gewitzigt sind, um für eine höhere Weisheit, die nichts einbringt, sonderlich Sinn zu haben, wird die philosophische Spekulation schwerlich eine häusliche Niederlassung finden.“ Am ersten seien die einheimischen Studenten noch für Logik und Psychologie zu haben. Immer wieder begegnen wir dieser Einschätzung des rheinischen Volkscharakters als eines nicht unwesentlichen Hindernisses für die großzügige Entwicklung der Hochschule.

Die Ursachen einer Stockung, deren Vorhandensein sich kaum bestreiten ließ, lagen doch mehr in der Universitätspolitik der Regierung und in einem ungenügenden Ersatz für die verloren gegangenen oder alternden Lehrkräfte. Von der Entschlußlosigkeit des Ministeriums beim Abgang Gieselers und der Neubesetzung seines wichtigen Lehrstuhls soll noch weiterhin des näheren berichtet werden. Sie übte auch eine lähmende Wirkung auf den dringenden Wunsch nach einem evangelischen Vertreter des Kirchenrechts¹⁾, vor allem aber auf das endlose Offenbleiben der kameralistischen Lücke. Als im Jahr 1835 die Philosophen und Juristen ein neues Gesuch einreichten und ihrerseits Männer wie Karl Heinrich Rau, F. B. W. Herrmann und Friedrich Bülow in Vorschlag brachten, erfolgte überhaupt keine Antwort²⁾. Vergebens wiesen die Bonner auf die gefährliche Überlegenheit Heidelbergs hin, wo eben jener geistvolle Erlanger Rau schon lange eine führende Stellung behauptete. Die juristische Fakultät war 1836 auf drei Ordinarien zusammengeschmolzen. Bei den Medizinern hatte man 1828 für die geburtshilfliche Stelle des Querulanten Stein den vormaligen Petersburger Professor Hermann Friedrich Kilian (geboren 1800 zu Leipzig), einen tüchtigen Fachmann, gewonnen. Auch Walthers Nachfolger (seit 1830), der Berliner Karl Wilhelm Wutzer (geboren 1789), schon während seiner militärärztlichen Anfänge akademisch in Berlin und Münster tätig, durfte für einen trefflichen Praktiker und Lehrer der Chirurgie und Ophthalmologie gelten³⁾. Und der Dresdener Moritz Ernst Adolf Naumann (geboren 1798), der von seinem Berliner Extraordinariat 1828 als ordentlicher Professor nach Bonn versetzt wurde, bewährte sich hier in seiner langen Wirksamkeit als Pathologe und Kliniker, indem er bei einer unermüdlichen literarischen Tätigkeit zugleich die früh gepflegte Fühlung mit der Philosophie lebendig erhielt. Aber trotz des hohen Lobs, das Johannes Müller damals seiner Fakultät gezollt hat⁴⁾, trug er doch kein Bedenken, ihr durch seinen eigenen Weggang zu Ostern 1833 die schwerste Wunde zu schlagen. Bekanntlich begründete er selbst in einem stolzen Brief an den Minister seinen gerechten Anspruch auf den Berliner Lehrstuhl,

¹⁾ Ebd. ¹/₂ Bd. XIII.

²⁾ Ebd.

³⁾ Vgl. A. D. B. XLIV (Gurlt).

⁴⁾ S. o. S. 213.

der durch den Tod seines Lehrers Rudolphi verwaist war. Er lebte des sicheren Gefühls, daß er eben doch nur in wirklich großen akademischen Verhältnissen den ihm zukommenden Platz finden könne und dort ein reicheres Schaffen entfalten werde als innerhalb der immer noch dürftigen Ausstattung der Provinzialanstalt. Nach seinem Ausscheiden ruhte die Stellung der Fakultät ganz überwiegend auf den Stützen ihrer ursprünglichen Zusammensetzung, vor allem auf Nasse. Daß der wissenschaftliche Sonderling Ennemoser 1837 den Abschied nahm, um sich in seine Tiroler Heimat zurückzuziehen, konnte man wohl eher als eine Entlastung empfinden. Im ganzen und großen war auch hier wie auf den meisten übrigen Wissenschaftsgebieten eher ein Stillstand oder Rückgang gegen früher zu verzeichnen.

Für Mathematik und Astronomie brachte allerdings das Ableben Diesterwegs und Münchows einen vorteilhaften Wechsel der Persönlichkeiten. Schon 1825 hatten sich drei mathematische Privatdozenten habilitiert, von denen Baumann rasch wieder abging, F. Chr. von Riese 1829 Extraordinarius wurde und bis zu seinem Tod (†1868) verblieb, der dritte aber, Julius Plücker, sich einen Platz unter den führenden Forschern und Lehrern erringen sollte. Er übernahm 1836 die Professur der Mathematik und Physik und die Leitung des physikalischen Instituts, Argelander 1837 das Ordinariat der Astronomie¹⁾. Plücker, der Elberfelder Kaufmannssohn (geboren 1801), in Bonn, Heidelberg, Berlin und Paris ausgebildet, war 1828 als Dozent in Bonn zum mathematischen Extraordinarius ernannt, dann aber 1832 nach Berlin und 1834 nach Halle versetzt worden. Jetzt kehrte er zurück, um zunächst als Mathematiker seine eigene geometrische Richtung weiter zu verfolgen. Aber die ihm zugewiesene Doppelstellung veranlaßte ihn nachmals in den vierziger Jahren seine wissenschaftliche Tätigkeit vielleicht mit noch glänzenderem Erfolg der Physik zuzuwenden. Eine andere Aufgabe, die Münchow infolge Versagens der staatlichen Geldmittel nicht hatte erledigen können, die endliche Schaffung der von Anfang an zugesagten Sternwarte, übernahm und vollendete Friedrich Wilhelm August Argelander (geboren zu Memel 1794). Von väterlicher Seite her finnischer Abstammung, war er in Königsberg durch den großen Bessel der Astronomie zugeführt worden, dann aber aus der preußischen Universitätslaufbahn in den russischen Staatsdienst übergetreten und seit 1828 ordentlicher Professor in Helsingfors. Selbstverständlich folgte der bisherige Leiter der finnischen Sternwarte der Berufung nach Preußen nur gegen die Zusicherung eines gleichen „mit allen nötigen Hilfsmitteln ausgerüsteten“ Beobachtungsinstituts, denn er hatte sich ja ausschließlich einer Tätigkeit gewidmet, die, wie der Minister ausdrücklich erklärte, „weniger für den Unterricht der Jugend als für die Er-

¹⁾ Vgl. für Plücker A. D. B. XXVI (Karsten), Lenz II, 508; F. London in seinem noch ungedruckten Bericht über die Entwicklung des math. Unterrichts in Bonn; für Argelander A. D. B. XLVI (Günther); F. Küstner in den „Naturwissenschaften“ VII, 31.

weiterung der Wissenschaft bestimmt“ sein mußte. Es kam ihm dabei sehr zustatten, daß er in seiner Kindheit, während die Königsfamilie 1807 im Haus seines Vaters ihre Wohnung genommen hatte, zum unvergessenen Freund der kleinen Prinzen geworden war. Der Kronprinz, dem er jetzt persönlich sein Bauprojekt vorlegte, interessierte sich lebhaft für den schönen Plan. Argelander brach endgültig mit dem Gedanken, die Sternwarte auf dem hiefür ganz ungeeigneten Alten Zoll zu errichten und nahm den Bau auf einem damals ganz außerhalb der Stadt belegenen Gelände in Angriff. Die Fertigstellung ließ freilich noch bis zum Jahr 1846 auf sich warten. Aber seine besondere Gabe, einen kleinen Kreis wirklich verständnisvoller Schüler und Helfer an sich und seine Lebensarbeit zu fesseln, half ihm glücklich über diese Geduldsprobe hinweg. So ward er zum Begründer einer Bonner Schule für praktische Astronomie und noch in unseren Tagen bewunderte ein amerikanischer Fachgenosse das „kleinste Fernrohr der Welt, mit dem das größte Werk geschaffen ist“.

Wenn die medizinischen und naturwissenschaftlichen Institute sich nur sehr langsam aus ihrer ursprünglichen Unzulänglichkeit herausarbeiten sollten, so lag auch auf seiten der Geisteswissenschaft die moderne Ausbildung des Seminarbetriebs immer noch in ihren Anfängen. Für die evangelische Theologie und die klassische Philologie war ja sehr frühzeitig gesorgt, das katholische Konvikt nach längeren Schwierigkeiten in Gang gebracht worden. Daneben suchten manche der Lehrer, wie Nitzsch, Bleek, Sack, Brandis, Bethmann-Hollweg, durch Veranstaltung von wissenschaftlichen Abenden eine nähere Fühlung mit strebsamen Elementen ihrer Hörschaft zu erzielen. Die Verwaltungsberichte seit 1831 heben dies rühmend hervor, ebenso die Abhaltung historisch-didaktischer Übungen durch Löbell und den pädagogischen Eifer, womit Achterfeldt auf seine Theologen, Delbrück auf die Gesamtheit der Studierenden einzuwirken suchte. Trotzdem wollten gerade die allgemeinen Fächer, Philosophie und Geschichte, in keinen rechten Zug kommen. Der philosophische Privatdozent Bobrik, der 1832 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde, erstattete 1829 gleich nach der Habilitation seinem Königsberger Lehrer Herbart einen ziemlich stark gewürzten Bericht über seine Eindrücke von den Fachordinarien, über den „äußerst biederer“ van Calker, den „sehr freundlichen und gutmütigen“ Windischmann, über den Erfolg, womit er Delbrücks „altfränkische Philosophie“ zur Freude der übrigen ad absurdum geführt habe, daneben über Münchows „Wasser der Suade“ und Nasses offene Bemerkung, jetzt werde man endlich eine ordentliche Metaphysik und Psychologie erhalten. Brandis hatte den vielversprechenden jungen Mann auf Wunsch seines Meisters Herbart nach Bonn gezogen, aber Bobrik klagte bald über den Druck der Herrschaft des Hegelianismus und beeilte sich 1833, einem Ruf nach Zürich zu folgen¹⁾. Seine

¹⁾ Vgl. Herbart, Werke XVII, 198ff., F. W. Krug, Zehn Jahre aus meinem Leben I (Elberfeld 1857), S. 106f.

Klage kann sich nur darauf beziehen, daß in Preußen die akademischen Ausichten für Nichthegelianer sich allerdings sehr verschlechtert hatten. Angesichts der Frage von Bobriks Beförderung wies Augusti rückhaltlos darauf hin, daß dessen auf Mathematik gegründete Philosophie „den Patronen des Hegelschen Transzendentalismus“ ein Anstoß und Ärgernis sei und daß bei der im Ministerium, besonders bei Schulze herrschenden Parteilichkeit es einem Gegner sehr schwer falle, Anstellung zu finden; auch in Bonn wolle man durch Beseitigung des jungen Herbartshülers für einen obskuren Hegelianer Platz schaffen¹⁾. Tatsächlich blieb die rheinische Universität im ganzen bei ihrer ablehnenden Haltung gegen die damalige Staatsphilosophie, deren Umschlag ins Staatsgefährliche sich übrigens bald genug ankündigte und ihren alten Widersachern im Lager der Strenggläubigen vollkommen recht zu geben schien. Was die Bildung einer besonderen Schule in Bonn verhindert hat, ist schon früher aufgewiesen worden. Brandis selbst fand sich 1837 veranlaßt, seine Lehrtätigkeit für Jahre zu unterbrechen, um als Kabinettsrat des Königs Otto von Griechenland an der Zivilisierung des freigewordenen Hellenenvolks mitzuarbeiten. Auch der jüngere Fichte (Immanuel Hermann, geboren zu Jena 1796), der 1836 aus dem Gymnasialdienst als Extraordinarius berufen wurde und sofort einen schönen Lehrerfolg gewann, war weder Hegelianer, obwohl er sich gelegentlich so bezeichnete, noch eine irgendwie beherrschende Persönlichkeit²⁾. Von einem wirklichen Aufblühen konnte weder bei den philosophischen noch bei den historischen Studien die Rede sein. Daß die Studenten auffallend wenig Interesse für die Vorlesungen über neuere Geschichte zeigten, hebt Rehfuës in einer Denkschrift von 1835 hervor, in welcher er die oben herrschende Angst vor der politisch aufregenden Wirkung gerade des geschichtlichen Fachs lebhaft zu bekämpfen sucht³⁾.

Sogar die glänzenden Anfänge der Bonner Philologie schienen allmählich in eine gewisse Erstarrung überzugehen. Schon der Verwaltungsbericht von 1830 betont eine schädliche Einseitigkeit, die in dem von Heinrich und Naeke geleiteten philosophischen Seminar eingerissen sei. Rehfuës wirft dabei die Hauptschuld auf Heinrich, dem gegenüber Naeke als Inspektor allzusehr die Rolle des Nachgiebigen übernommen habe. Gewiß sei die philologisch-grammatische Ausbildung im engsten Sinn überaus gründlich, aber der Eifer werde zur Leidenschaft und Unduldsamkeit und die Forschung arte in hämische Polemik aus, die sich selbst der Tagesgeschichte bemächtige, um sie in die unpassendsten Parallelen mit der Vorzeit zu setzen⁴⁾. Dagegen weist Hüllmann

¹⁾ Berl. St. A. R. 89, CXLIII.

²⁾ Vgl. A. D. B. XLVIII (Hartmann); Lenz II, 300 A. 1; Ernst von Coburg I, 68.

³⁾ B. Kur. 14⁶. Vgl. Löbell an Schulze, 3. XI. 1829: „Der Sinn für Mittlere und Neuere Geschichte ist unter den hiesigen Studenten auf eine kaum glaubliche Weise tot“ (Berl. Minist. Akten, Bonn IV. 1, Band XVIII).

⁴⁾ Vgl. Bericht 1832: ausschließlich Grammatik u. Wortkritik.

in seinem Bericht über das Jahr 1834 mit Stolz auf die aus französischem Mund bezeugte „réputation européenne“ Welckers hin, indem er zugleich die wachsende Bedeutung eines neuen gerade in Bonn gedeihenden Fachs hervorhebt. „Dies wird für die romanische Sprache werden, was Grimm für die deutsche.“ Hüllmann lebte überhaupt in dem erhebenden Gefühl einer „europäischen Anstalt am Rhein“ anzugehören, die „unabhängig von Zeit und Raum“ bereits die Aufmerksamkeit nicht nur von ganz Deutschland, sondern auch von Frankreich, der Schweiz, England und Schweden auf sich gezogen habe¹⁾. Welcker selbst, der die Reaktion dieser Jahre so hart zu spüren bekam, sah in seiner „großen Abgeschlossenheit“ die Welt in minder freundlichem Licht und zumal seine geliebte Altertumswissenschaft von verschiedenen Bedrohungen umlagert. Die Philosophie, schrieb er an Böckh²⁾, „die man jetzt geringschätzt, nur fremden Zwecken unterordnen und, wenn sie blühte, für abgedroschen und überflüssig, vielleicht gar für gefährlich ansehen möchte“, sei doch ein Grundstein der bestehenden Ordnung, „eine Hauptbedingung, um den Sinn für die Vergangenheit zu erhalten und den traurigen Rationalismus und Ephemerismus der amerikanischen Sinnesart abzuwehren. Auch wäre eine geachtete und mächtige Philosophie nötig, um die immer zunehmende Weinerlichkeit und den Pharisäismus der Theologie in Schranken zu halten“. Wir werden auf die Gründe dieses Pessimismus noch zurückkommen müssen. Zunächst ergab sich aus dem rasch aufeinander folgenden Ableben Heinrichs († 20. II. 1838) und Naekes († 12. IX. 1838) die Notwendigkeit für Erhaltung und Auffrischung der in Bonn geschaffenen Pflanzschule des Fachs zu sorgen. Sehr gegen seine Neigung mußte Welcker vorläufig die Last des Seminarbetriebs auf sich nehmen, während seine stets reichere literarische Produktion ohnedies abgesehen von den Vorlesungen durch die Bibliotheksgeschäfte stark gehemmt war. Von den beiden erledigten Professuren übertrug das Ministerium im Februar 1839 Naekes Lehrstuhl einem Mann, dessen Wirken sich mit unauslöschlichen Zügen in die hiesige Universitätsgeschichte einzeichnen und eine kraftvolle Fortentwicklung der Bonner Philologenschule verbürgen sollte³⁾. Die Fakultät hatte den jungen Breslauer Ordinarius Ritschl nicht auf ihre Vorschlagsliste gesetzt, die vor allem den Marburger Karl Friedrich Hermann und neben ihm den Leipziger Klotz, den Breslauer Haase und den Kopenhagener Madvig nannte. Nach Hermanns Ablehnung griff aber die Regierung nach eigenem Ermessen durch und traf ohne Zweifel die beste mögliche Wahl. Man hatte auch an eine so bedeutende Kraft wie den Königsberger Lehrs gedacht, doch entschied sich

¹⁾ Verwaltungsberichte 1833/34. V. Cousin hatte auf seinen deutschen Reisen auch Bonn berührt. Italienische Flüchtlinge wie Berchet u. Arconati hier aufgenommen, bis die preußische Polizei sie vertrieb (Hoffmann, Böckh, S. 179ff., 415).

²⁾ 13. XII. 1834, ebd. S. 181.

³⁾ Alt. an die Fak., 14. II. 1839 (B. F. A.).

Schulze schließlich für den rasch und sicher emporsteigenden Schüler G. Hermanns, den er bereits nach Breslau gebracht hatte¹⁾. Die kritisch-exegetische Richtung seines Auserwählten war keineswegs so einseitig zugespitzt, um ein ergänzendes Zusammenarbeiten mit Welckers „schöpferisch-schwungvoller Genialität“ zu hindern. Friedrich Wilhelm Ritschl (geboren zu Groß-Vargula 1806)²⁾, dessen Vorfahren zu den Anhängern des Protestantismus im böhmischen Adel gehört hatten, ward nach einer flotten Leipziger Studentenzeit in Halle ganz zum Jünger der Wissenschaft. Auf seine Habilitation (1829), die als „ein akademisches Ereignis“ galt, folgte 1832 das Extraordinariat, 1833 ein Ruf nach Breslau, 1834 das dortige Ordinariat und 1839 die Versetzung nach Bonn. Ein paar Jahre vorher hatte er durch eine italienische Forschungsreise die Berührung mit dem Heimatboden seiner vornehmlich der lateinischen Sprachgeschichte zugewandten Lebensarbeit gewonnen. Vor der Ausschließlichkeit der „Grammatisten“ von Hermanns Observanz schützte ihn eine Auffassung der Philologie als der „Reproduktion des klassischen Altertums durch Anschauung und Erkenntnis aller seiner Äußerungen“, die ihn Böckh als „dem Gebieter des Hauptlands“ nahe bringen mußte. Trotzdem lag seine eigene Größe offenbar auf der Seite einer bei aller Kühnheit immer besonnenen und mit ästhetischem Gefühl gehandhabten Methode. Er war es, der in erster Linie die schon ursprünglich vorgezeichnete strenge Haltung der Bonner Schule gewahrt und auch für die Zukunft festgelegt hat. Neben einer solchen sieghaften Natur vermochten freilich die bescheideneren einheimischen Anwärter nicht aufzukommen. Der Westfale Franz Ritter (geboren 1803), der erste von der Fakultät promovierte Doktor, seit 1829 habilitiert, hatte trotz eifriger literarischer Tätigkeit mit dem Extraordinariat (1833) bereits die Grenze seiner akademischen Laufbahn erreicht. Dem etwas jüngeren Aachener Laurenz Lersch (geboren 1811), der 1836 Dozent wurde, blieb bis 1848 jede Beförderung versagt, obwohl er es gleichfalls an reger wissenschaftlicher Arbeit nicht fehlen ließ. Und der Düsseldorfer L. Schopen (geboren 1799), ein Lieblingsschüler Heinrichs und von Niebuhr selbst für sein byzantinisches Unternehmen gewonnen, sah erst als Vierziger sein frisches, zwischen dem Gymnasium und der gelehrten Produktion geteiltes Schaffen durch Ernennung zum außerordentlichen (1840) und dann (1844) zum ordentlichen Professor belohnt. Der Schule Heinrichs entstammte auch der Kölner Friedrich Heimsöth (geboren 1814), der sich 1837 die *venia legendi* erwarb. Bei ihm, der nicht allein im Bonner Musikleben eine führende Stellung gewann, sondern auch dem Schaffen Holbeins und Rembrandts eindringende Studien widmete, überwog vielleicht auch in der philologischen Arbeit ein unwiderstehlich künstlerischer Zug; „in amoenissimis regionibus et consuetus et contentus

¹⁾ Vgl. Lobeck-Lehrs I, 257; 266f.; Varrentrapp S. 447f.; O. Ribbeck, F. W. Ritschl I (Leipzig 1879), 249ff.; Festschr. Breslau II, 389.

²⁾ Vgl. vor allem Ribbeck I und A. D. B. XXVIII.

versari“, so charakterisiert er sich einmal selbst¹⁾. Sie alle fügten sich aber doch vollkommen in den Rahmen des hier inaugurierten Gefüges der klassischen Studien. Vergebens hatte der Kurator sich bemüht, einem dieser Jüngeren, Franz Ritter, die Nachfolge Naekes zuzuwenden. Schulze wußte selbst gegen die Meinung des Ministers seinen Willen durchzusetzen.

Nach seiner Meinung sollte die Bonner Philologenschule zugleich als ein Ersatz für die ausbleibende Blüte der Philosophie dazu dienen, „besonders durch ihre kritischen Bestrebungen der Wahrheit Bahn zu machen“²⁾. Sie fand sich noch während ihrer Entstehungszeit in einen Kampf gestellt, der freilich nicht durch sie entschieden worden ist, aber doch in Kürze hier charakterisiert werden soll. Denn die Führer der rheinischen Altertumswissenschaft haben durch ihre Leistungen und ihr Vorbild nach Kräften dazu beigetragen, daß die von verschiedenen Seiten her einsetzenden Anfechtungen des herrschenden humanistischen Bildungsideals noch mit Erfolg abgeschlagen werden konnten. Als Welcker jene oben angeführten Worte zur Verteidigung seiner Wissenschaft schrieb, waren die Gegensätze längst nicht allein literarisch, sondern auch innerhalb der staatlichen Unterrichtsleitung aufeinander gestoßen³⁾. Der Kultus der Antike im XVIII. Jahrhundert und dann in der Welt Goethes und Humboldts mußte unweigerlich den Rückschlag der erwachenden nationalen und religiösen Kräfte empfinden und die politische Reaktion vergaß über der Angst vor dem christlich-germanischen Jakobinertum der Burschenschaft keineswegs das Mißtrauen gegen die Keime einer heidnisch-republikanischen Ansteckung, die in den griechisch-römischen Fundamenten der vom Staat selbst vorgeschriebenen Jugendbildung zu lauern schienen. Und eine dritte gefährliche Gegnerschaft erstand dem Neuhumanismus in dem Drängen nach einer „praktischen“, dem wirklichen Leben und einer unmittelbaren Nutzbarmachung des Erlernten angepaßten Umgestaltung des Unterrichtswesens. Diese verschiedenen Widersacher der klassischen Philologie konnten entweder unmittelbaren Anschluß untereinander suchen oder wenigstens in konzentrischen Angriffen zusammenwirken. Seit Stourdzas Anklageschrift von 1818 war das Zerren und Mäkeln an der „gotischen“ Abnormität der deutschen Hochschulen und an der unnützen Philologie nicht mehr zur Ruhe gekommen. Nach den plumpen Ausfällen des schlesischen Expräsidenten von Lüttwitz wagte ein gefeierter Prediger wie Theremin, dessen glänzende geistliche Rhetorik mit Erfolg bei

¹⁾ Ritter: A. D. B. XXVIII (Hoche); Lersch: ebd. XVIII (Haagen); Schopen: ebd. XXXII (Hoche); Heimsöth: ebd. XI (Usener). Wärmste Empfehlung Ritters durch Rehfuës bei Altenstein, 25. II. 1838, Berl. Minist. Akten Bonn IV, 2, Band VII.

²⁾ Varrentrapp S. 450.

³⁾ Über die Literatur vgl. K. Zeug, Haben Kirche u. Staat aus der Lesung der Klassiker — etwas zu befürchten (Bamb. 1832), S. 22; Minerva I (1834), 92ff.; Oesterley, Gesch. der Univ. Göttingen (Gött. 1838), S. 32 Anm.; R. Haym, Max Duncker (Berl. 1891), S. 33; K. Schmidt, Gesch. der Pädagogik IV* (1895), 235, 796ff.; hiez. Varrentrapp S. 413ff.; Paulsen II, 332ff.; 347ff.

Demosthenes in die Schule gegangen war, sogar den mittelalterlichen Gedanken eines Ersatzes der klassischen Heiden durch christliche Schriftsteller der Spätantike wieder aufzugreifen (1823). Gleichzeitig wurden die Gymnasien wie die Universitäten als Heimstätten einer verkehrten, für die Anforderungen des Berufslebens ungenügenden oder schädlichen Jugendbildung unter Angriff gesetzt¹⁾. In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre verdichteten sich gerade für Preußen diese Bestrebungen und ihre Abwehr zu einer Polemik, die sich vor allem um die Namen des Mediziners Lorinser und des Pädagogen Diesterweg gruppierte und um so gefährlicher aussah, da sie mit den Reaktionsmaßregeln der Wiener Ministerkonferenzen von 1834 zusammentraf. Auf die Fehde, die Lorinser gegen die geistige Überbürdung und körperliche Vernachlässigung der Gymnasialschüler eröffnete, kann ich hier nicht eingehen. Diesterweg, der sich ohne Zweifel bedeutende Verdienste um die Hebung der Volksschule erworben hat, fühlte sich gedrungen, seit 1836 seine scharfe Kritik und seine etwas banausenhafte Reformfreudigkeit auch den deutschen Universitäten angedeihen zu lassen. Aber der begeisterte Jünger Pestalozzis, der persönlich aus den Jahren des akademischen Studiums eine dauernde Enttäuschung und Entfremdung mitgebracht hatte, griff mit seiner Bemängelung der hergebrachten akademischen Unterrichtsmethode über die Grenzen seiner Zuständigkeit hinaus und ging in dem Bemühen vorhandene Schäden aufzudecken leider so weit, dem Stand der Universitätslehrer überhaupt den Makel der Charakterlosigkeit und sogar der politischen Gefährlichkeit anhängen zu wollen. Auch die Einrichtung des Privatdozententums fand bei ihm keine Gnade; außerdem trat er mit aller Entschiedenheit unter die grundsätzlichen Gegner der Burschenschaft. Man kann sich denken, daß solche Auslassungen über die „Lebensfrage der Zivilisation“ den reaktionären Machthabern hochwillkommen sein mußten; die Wiener Jahrbücher unterließen es nicht, ihr Lob zu spenden. Diesterweg stand übrigens zum Teil unter der Anregung Theremins, der 1836 gleichfalls mit einer neuen Offensive hervortrat. Natürlich setzten sich die Angegriffenen energisch zur Wehr, am schlagfertigsten wohl der kampflustige Hallische Historiker Leo. In der Flut von Streitschriften, die ein so heftiger Vorstoß gegen die akademische Rückständigkeit auslöste, begegnen wir auch den Namen zweier Bonner Professoren, des Juristen Puggé (1836) und des Mediziners Bischoff (1842). Der letztere, selbst jederzeit mit Vorschlägen zur Heilung innerakademischer Gebrechen bei der Hand, behandelte auch diese brennende Frage mit der ihm eigenen pathetischen Weitschweifigkeit. Das Sündenregister, das auch er den Privatdozenten vorhielt, führte zu einer jahrelang fortgesponnenen Preßfehde; es fehlte dabei nicht an einer vielbelachten künstlerischen Karikatur des „Gamaschenbischoffs“²⁾. Übrigens fanden manche Gedanken Diesterwegs, wie

¹⁾ Vgl. Varrentrapp S. 412f.; G. Kaufmann, Festschr. Bresl. I, 41ff.

²⁾ W. Hesse, Bonner Archiv V (1894), 82.

seine Betonung des dialogischen Unterrichts, sogar in den Reihen der Gegner eine gewisse Anerkennung. Für die Stellung des Humanismus im pädagogischen System der preußischen Regierung war vorläufig nichts zu befürchten, solange ein Minister wie Altenstein an der Spitze stand. Mochte auch der berühmte „praeceptor Bavariae“, Friedrich Thiersch, gegen eine von ihm übel vermerkte Einschränkung der klassischen Studien an den preußischen Gymnasien seine warnende Stimme erheben¹⁾, so blieb es im ganzen doch bei dem Kraftwort, das Altenstein den Klagen des Berliner Oberbürgermeisters über die unnützen alten Sprachen entgegenhielt: „Die Leute, die Griechisch und Lateinisch gelernt haben, verstehen mich und die anderen nicht.“

Bekanntlich eröffnet Bismarck seine „Gedanken und Erinnerungen“ mit der sicher übertreibenden Erzählung, er habe 1832 seine Berliner Schule „als normales Produkt unseres staatlichen Unterrichts“ verlassen, d. h. „als Pantheist und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Überzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei“. Die Erzählung spiegelt aber getreulich die Auffassung der Antike und ihrer pädagogischen Verwertung wieder, wie sie in den zwanziger und dreißiger Jahren vielfach Geltung besaß. Der natürliche Gegensatz zwischen einer autokratischen Verwaltung und dem Unabhängigkeitstrieb der akademischen Korporation wurde durch einen kirchen- und staatsgefährlichen Zug, der gerade in den Geisteswissenschaften zu stecken schien, wesentlich verstärkt. So kam es in den Kreisen der geängstigten Ordnungshüter zu jener Spannung, die sich in einem anonymen Pamphlet „über die deutschen Universitäten und ihre notwendige Zerstörung“ besonders rücksichtslos Luft machte. Der Münchener Mediziner Ringseis, dessen Rektoratsrede vom 18. Dezember 1833 selbst an den Bedenklichkeiten des modernen akademischen Lebens eine sehr weitgehende Kritik übte, unterließ es doch nicht, den leidenschaftlichen Parteigänger als „einen dürrftigen absolutistischen Revolutionär“ abzufertigen und seinen Ausfall auf den Demagogen Savigny als scham- und gewissenlos zu brandmarken²⁾. Wir wissen bereits, mit welcher Entrüstung es Rehfues zurückwies, als man in ihm den Urheber solcher bössartiger Treibereien erkennen wollte. Er durfte mit gutem Recht von sich sagen, daß nach seiner fünfzehnjährigen Tätigkeit an der Spitze einer Universität die Universitätswelt so gut wie die Geschäftswelt wisse, was von seinem amtlichen Urteil über die Fortdauer der deutschen Hochschulen zu erwarten wäre; diese würden freilich das Schlimmste zu befahren haben, wenn er und seinesgleichen „mit gleicher Unbesonnenheit und Gewissenhaftigkeit über Professoren absprächen“³⁾. Und gerade die In-

¹⁾ Vgl. Varrentrapp S. 404ff.

²⁾ N. Ringseis, Über den revol. Geist auf den deutschen Univ. (München 1834), S. 24 Anm. Vgl. über den „Berliner Stourdza“ H. Wuttke, Jahrb. der deutschen Univ. II (Leipzig 1842), 178ff.

³⁾ Rehf. an Kind, 18. II. 1834 (s. o. S. 298 A. 2). Vgl. hiezu auch seine „Erklärung“ in der Augsb. Allg. Zeitung 28. X. 1837.

haber der Bonner Lehrstühle konnten damals gewiß den Anspruch auf unumwundene Anerkennung ihrer politisch einwandfreien Haltung erheben. Selbst das Göttinger Ereignis von 1837 vermochte ihre Ruhe äußerlich nicht zu stören. Das mannhafteste Eintreten der sieben Professoren für ihre Eidestreue war ja die glänzendste Widerlegung jener hämischen Verleumdung des ganzen deutschen Gelehrtentums. In der Geborgenheit seines vertraulichen Briefwechsels fand Arndt über seinen „lieben Dahlmann“ ergreifende Worte von dem Glück, „sich einer eigenen freien Persönlichkeit bewußt zu sein und sich nicht in dem gemeinen Pantheismus der schleichenden Diener der Gewalt oder der fremden Pöbeljakobiner mit zerfließen zu fühlen“¹⁾. Aber an die Öffentlichkeit durften sich solche Empfindungen noch nicht wagen. Der Göttinger Protest gegen staatliche Willkür äußerte seine tiefste Wirkung weit mehr auf die nichtakademischen Kreise und es gehörte schon die gesicherte Stellung eines Mannes wie Böckh dazu, wenn er es unternahm, in einem feierlichen Berliner Redeakt dem „sokratischen Mut“ jener Vertreter der Wissenschaft eine verherrlichende Erwähnung zu widmen²⁾. Die rheinische Universität besaß keine gleich beherrschende Persönlichkeit. Schlegel war doch zu einer solchen Rolle keineswegs angetan, so gewissenhaft er auch seine Mitarbeit in Senat und Fakultät stets genommen hat. Außerdem forderten aber hier im Westen die kirchlichen Interessen und Kämpfe eben jetzt immer gebieterischer ihr Recht. Die Zeit des ersten preußischen Kulturkampfes war gekommen.

Für die beiden großen Konfessionen brachte das vierte Dezennium des Jahrhunderts eine Erschütterung durch ursprünglich dogmatische Streitigkeiten, die auf katholischer Seite bald genug zu einem förmlichen Kriegszustand überleiten sollten. Zunächst nahm hüben wie drüben der Widerspruch der neuen Gläubigkeit gegen alles, was sich unter die Begriffe des Rationalismus und des Pantheismus bringen ließ, einen immer bewußteren und heftigeren Charakter an. Die Bonner Hochschule schien freilich anfangs durch eine allen Extremen abholde Haltung der zwei theologischen Fakultäten dem anderwärts stürmisch verlaufenden Streit der Meinungen glücklich ausweichen zu können. Während der Hermesianismus sich der ausgesprochenen Gunst der Regierung und des Erzbischofs erfreute, war auch die protestantische Vermittlungstheologie vor einem unmittelbaren Eindringen der Hengstenbergischen Richtung bewahrt geblieben. Das gute Verhältnis zwischen den beiderseitigen Fachvertretern ließ kaum etwas zu wünschen übrig. Wenn in Berlin Hegel seiner Abneigung gegen

¹⁾ Meisner-Geerds S. 343f.

²⁾ Hoffmann S. 90f.

die alte Kirche keinen Zwang antat¹⁾, so feierte in Bonn am Jahrhundertfest der Augsburgischen Konfession Gieseler unter sorgfältiger Berücksichtigung der Parität die Bescheidenheit als die Haupttugend der fürstlichen Bekenner von 1530. Erst der wilde Hader des Kölner Kirchenstreits rief auch in der protestantischen Fakultät eine Beteiligung am literarischen Waffengang hervor.

Die inneren Störungen, die in ihr eigenes geruhiges Dasein hineingetragen wurden, gewannen vorläufig keine tiefere Bedeutung. Von den zwei „Fällen“, die kurz nacheinander von sich reden machten²⁾, war der erste rasch überwunden. Er hing mit der wiederholt berührten Bewegung des Konvertitentums zusammen. Der kaum habilitierte Privatdozent Wilhelm Arendt überraschte 1832 die Fakultät mit einer gedruckten Darlegung seiner Beweggründe zum Übertritt, nachdem er kurz vorher auf dem Katheder noch für die Notwendigkeit und das Recht der Reformation eingetreten war. Nitzsch konnte sich der bitteren Bemerkung nicht enthalten, der hegelsch-evangelische Lizentiat Arendt sei hegelsch-katholisch geworden; „so absolut ist ein Wissen und Denken über Religion, wenn es aus dem Magen in den Kopf, aber nicht aus reinem Herzen und Glauben aufgestiegen ist“³⁾. Ernsthafter mußte schon ein zweites größeres „scandalum“ wirken, das sich zugleich in verhängnisvoller Weise mit der ministeriellen Neigung zum dilatorischen Verfahren verflocht. Diese Neigung hatte schon bei der Berufung Gieseler nach Göttingen üble Folgen gehabt. Der treffliche Kirchenhistoriker wäre wohl für Bonn zu halten gewesen, wenn das Ministerium den Wert des Mannes, dem die Georgia Augusta die Lehrkanzel eines Planck anbot, richtig gewürdigt hätte⁴⁾. Statt dessen blieb seine Anzeige des Rufs in Berlin fünf Monate unbeantwortet und als er 1831 nach Annahme des Rufs keine Vorlesungen mehr ankündigte, wurde ihm noch eine Rüge erteilt. Gieseler, dessen Kindersegen schon damals ungewöhnliche Dimensionen annahm, sah sich genötigt zu gehen. Vergebens wies Rehfues auf seine korrekte Haltung im Agendenstreit hin⁵⁾. Die Bonner Fakultät, die sich warm für ihn verwendet hatte, mußte (19. II. 1831) Ersatzvorschläge einreichen. Sie richtete ihre Wünsche an erster Stelle auf den eben von Heidelberg nach Halle übergesiedelten Ullmann, dessen Gewinnung ohne Zweifel eine höchst bedeutende Bereicherung ihrer lebendigen Kräfte dargestellt hätte. Auch der Zweitgenannte, der Jenaer Extraordinarius Credner, dessen kritische Veranlagung an Gieseler gemahnte und sich noch nicht bis zu der rücksichtslosen Schärfe seiner späteren Jahre entwickelt hatte, durfte für einen sehr tüchtigen Dozenten gelten. Daß er ganz auf rationalistischem Boden stand, erbrachte ein schlagendes Zeugnis für die

¹⁾ Lenz II 1, 397.

²⁾ Vgl. O. Ritschl, Die ev.-theol. Fak., S. 15ff.

³⁾ B. F. A. Akten des Lehrpersonal betr. I; Beyschlag S. 151.

⁴⁾ Vgl. B. Kur. 5² Bd. II.

⁵⁾ Rehf. an Alt. 22. XI. 1830 (ebd.).

Weitherzigkeit der Fakultät. Dagegen dachte der Minister daran, statt einer Vollbesetzung des Ordinariats Bonn mit zwei außerordentlichen Professoren zu versehen, entschloß sich aber dann mit ungewohnter Raschheit, den dritten Kandidaten der Bonner, der seit 1830 als Extraordinarius in Berlin wirkte, in gleicher Eigenschaft an den Rhein zu versetzen (28. III. 1831)¹⁾. Der Württemberger Georg Friedrich Heinrich Rheinwaldt (geboren 1802), ein Neanderschüler, wirklich historisch veranlagt, auch mit Leopold Ranke in Fühlung, wandte sich eben damals ernsthaften mittelalterlichen Studien zu, doch hatten seine neuen Kollegen von vornherein den Eindruck, daß er als einziger Vertreter der Kirchengeschichte nicht ausreichen werde. So tauchte ein alter Gedanke wieder auf, als eben jetzt Twesten zufällig in Bonn weilte und Rehfuß gegenüber sein lebhaftes Bedauern über die vormalige Ablehnung des preußischen Rufs an den Rhein aussprach. Der R.-B. beeilte sich (13. V. 1831), die Nützung dieser Gelegenheit bei Altenstein dringend zu befürworten. Auch Nitzsch bot alles auf, um eine so hochwillkommene Verstärkung der Bonner Vermittlungstheologie der Behörde ans Herz zu legen. In einem geradezu begeistert gehaltenen Gutachten führte er aus, wie Twesten hier an ihnen allen geistesverwandte Lehrer finden werde, da ihn selbst Augusti als kirchlichen Theologen hochschätzte. „Auf der Spur von Lessing, Jacobi, Schleiermacher hat er eine Philosophie der Religion sich gebildet, die die Rechte des unmittelbaren gottgewirkten Glaubens ebenso frei anerkennt als ihm den trefflichsten Dienst der Aufklärung leistet“²⁾. Es steht dahin, ob die starke Betonung des Zusammenhangs mit Schleiermacher in Berlin empfehlend wirken konnte. Und es handelte sich ja im Augenblick, wie auch Nitzsch zugeben mußte, nicht um Exegese und Dogmatik, sondern um einen ersten Kirchenhistoriker. Das Gutachten der Gesamtfakultät, das der Minister zunächst einforderte, fiel doch (18. XI. 1831) bedeutend ruhiger aus. Man verzichtete auf eine ausführliche Begründung, um nicht auf die vorhandene Verschiedenheit der Ansichten eingehen zu müssen, und bestand darauf, daß die Kirchengeschichte entweder von Twesten mitübernommen oder neben Rheinwaldt durch Augusti und Nitzsch vertreten werden solle. Obwohl der Minister nunmehr die Einleitung von Verhandlungen mit dem Kieler Professor gestattete, kam es doch wiederum zu keinem Ergebnis. Und statt eines vollgültigen Ersatzes für Gieseler bot Rheinwaldt der unzufriedenen Fakultät bald einen höchst unerfreulichen Anlaß, sich offen gegen ihn zu stellen.

Er hatte sich in ein Liebesverhältnis mit der Gattin eines katholischen Kollegen von der Medizin eingelassen. Als die Sache ruchtbar wurde, war das Verhältnis bereits wieder gelöst, aber die Korporation ergriff diese Handhabe, um die Suspension seiner Vorlesungen und womöglich seine Versetzung zu

¹⁾ Ebd. Bd. III (nicht 1833 als Ordinarius, wie bei Lenz II 1, 360 A. 1 angegeben ist); vgl. A. D. B. XXVIII (Schulte); ord. Prof. 18. VII. 1833.

²⁾ Gutachten 5. IX. 1831 (B. Kur. a. a. O.).

fordern. Der Bedrohte fand in seinem schwäbischen Landsmann Rehfues einen eifrigen Beschützer, aber die Fakultät bestand auf dem Ausscheiden eines so schwer kompromittierten Lehrers der Theologie. Seine Kathedertätigkeit, zunächst durch Beurlaubung außer Kraft gesetzt, wurde durch Ministerialerlaß vom 5. Juni 1836 dauernd eingestellt, er selbst aber, da er sich in den literarischen Kämpfen des Kirchenstreits brauchbar erwies, erst 1841 seiner Stellung enthoben und zu Arbeiten im Ministerium übernommen. Für die Fakultät hatte die ärgerliche Sache die höchst unangenehme Folge, daß nicht nur die geplante Berufung Twestens durch das vergebliche Bemühen um eine sofortige Neubesetzung der Kirchengeschichte zu Fall kam, sondern auch das umstrittene Fach selber sieben Jahre lang verwaist blieb. Rehfues hatte vergebens 1837 die stets wiederholten Klagen über das Ausbleiben eines rechten Gedeihens dieser Fakultät bei Altenstein in Erinnerung gebracht. Wohl behauptete sie nach wie vor ihren einheitlichen Charakter unter der unbestrittenen Führung von Nitzsch, der 1835 den Titel eines Konsistorialrats erhielt und 1843 zum Oberkonsistorialrat befördert wurde. Auch der Zuwachs junger Lehrkräfte begann sich endlich seit 1831 einzustellen. Die Erwerbung ihres Doktorgrads hatte die Fakultät allerdings selbst durch zu hoch gespannte Anforderungen derart verbaut, daß von einer so fern gerückten Möglichkeit niemand Gebrauch machen wollte. Überhaupt wird der damaligen Bonner Theologie eine gewisse isolierende Vornehmheit kaum abzusprechen sein. Sie hatte keinen unmittelbaren Anlaß in die häßlichen Erscheinungsformen einzugreifen, die der Kampf gegen den Rationalismus seit der Denurziation seiner hallischen Vertreter Gesenius und Wegscheider angenommen hatte. Aber auch die gewaltige Erregung, die gleich nach Schleiermachers Tod durch das Leben Jesu von Strauß (1835) in die deutsche evangelische Welt geworfen wurde, rief in Bonn keine sehr lebhaftete Anteilnahme hervor. Sack ließ hier 1836 seine „Bemerkungen über den Standpunkt der Schrift: das Leben Jesu“ erscheinen. Erst 1837 hielt Nitzsch seine längst erwartete „antikritische Vorlesung“ über das berüchtigte Buch. Bei seiner Geistesrichtung lag ihm die eingehende literarische Abfertigung weit näher, die er kurz nachher der Straußischen „Glaubenslehre“ (1840) zuteil werden ließ¹⁾. Auf die Dauer konnte freilich die protestantische Theologie des Rheinlands trotz ihrer bisherigen Unabhängigkeit gegenüber dem Hegelianismus und den orthodox-pietistischen Strömungen nicht ganz unangefochten bleiben. Es kamen junge Elemente in die Fakultät, deren Sonderart weit stärkere Auseinandersetzungen mit sich bringen sollte als der Bekenntniswechsel Arendts und die Entgleisung Rheinwaldts²⁾. Im Juli 1837 habilitierte sich ihr erster

¹⁾ Vgl. Beyschlag S. 169ff.

²⁾ Mit Arendt gleichzeitig (1831) habilitiert Gelpke, der 1834 nach Bern berufen wurde, 1832 Redepenning (1839 nach Göttingen berufen), 1837 Sommer und Kinkel, 1839 Bauer (Ritschl S. 18ff.).

Rheinländer, Gottfried Kinkel aus Oberkassel (geboren 1818), Sohn des hochorthodoxen dortigen Pfarrers und seiner in ihrem Christentum wie in allem höchst energischen Gattin ¹⁾. Aus der Bonner Theologenschule hervorgegangen, von der Natur mit einer stattlichen Erscheinung und einem glänzenden Formtalent ausgerüstet, erregte der romantisch angehauchte Adept der Gottesgelahrtheit, der doch in der Dichtung sein tiefstes Leben zu spüren glaubte, eine fast ungeteilte Sympathie und die Erwartung einer ganz ungewöhnlichen Zukunft. Aber obwohl er ein Dichter des Herrn werden wollte, sah sich dieser äußerlich untadelhafte Lehrer und Prediger des Glaubens auf seinem Weg zu einer „Religion der Schönheit“ immer wieder von früh auftauchenden Regungen des Zweifels heimgesucht. Und die beherrschende Wirkung des Erotischen auf seinen Lebensgang hat nicht zum wenigsten eine baldige und völlige Lösung von den Fesseln der Orthodoxie und den Übergang zu einem ganz diesseitigen Dasein herbeigeführt. Noch rascher vollzog sich die Umkehr bei dem zweiten theologischen Dozenten Bruno Bauer, der im Jahr 1839 als besonderer Günstling Altensteins von Berlin nach Bonn versetzt wurde ²⁾. Das Fortkommen des eifrigen Hegelianers an der hauptstädtischen Universität war eben erst durch eine scharfe Streitschrift gegen den mächtigen Hengstenberg (1839) in Frage gestellt, der von dem Minister gewählte Ausweg aber auch von der Bonner Fakultät mit sehr gemischten Gefühlen begrüßt worden. Gegen den jungen Polemiker, dessen Leistung die Hallischen Jahrbücher als ein Meisterwerk charakterisierten, machte Nitzsch in einem Schreiben an Rehfues bei aller Anerkennung von Bauers wissenschaftlicher Tüchtigkeit geltend, daß er es in seiner Schriftstellerei liebe, mit Vermessenheit, um nicht zu sagen Aufgeblasenheit, Männer und Werke zu kritisieren, die in jeder Beziehung über ihm stünden. Die Hegelsche Philosophie des Verfassers würde für die Fakultät kein Grund zu seiner Ablehnung sein, doch wäre ihr nach der übeln Erfahrung mit der letzten Berliner Berufung (von Rheinwaldt) eine „gefährlosere Ergänzung“ lieber gewesen. Ein paar Jahre nachher sah sich tatsächlich die Fakultät vor einer vollen Bestätigung dieser Besorgnisse und bezüglich Kinkels der schwersten Enttäuschung ausgesetzt.

Inzwischen hatten Orthodoxie und Pietismus am Sitz der rheinischen Universität doch allmählich Boden gewonnen, allerdings mehr in gewissen Erscheinungen des vertraulichen Verkehrs als im öffentlichen Leben der Hochschule selbst ³⁾. Es sind bezeichnenderweise nicht Theologen, denen hier die Führung zufällt. Wie der Mathematiker Diesterweg († 1835), ein getreuer

¹⁾ Vgl. M. Bollert, G. Kinkels Kämpfe um Beruf und Weltanschauung bis zur Revol. (Bonn 1913).

²⁾ Vgl. M. Kegel, Br. Bauer und seine Theorien von der Entstehung des Christentums (Leipzig 1908; Lenz II 2, 25f.; Ritschl S. 19f.).

³⁾ Vgl. hierfür besonders F. W. Krug a. a. O.

Nachfolger seines Vorbilds Jung-Stilling, auf das religiöse Leben der akademischen Jugend einzuwirken strebte, darüber und über den in verschiedenen Protestantenfamilien herrschenden streng „christlichen“ Geist unterrichtet und die höchst gewissenhaft und erbaulich abgefaßte Schilderung des frommen Wuppertalers F. W. Krug von seiner Bonner Studentenzeit. Der junge Glaubenszeuge, der sich auch in seinen alltäglichsten Erlebnissen von der Hand der Vorsehung berührt fühlte, verstieg sich im Überschwang religiösen Pflichtgefühls so weit, gegen Goethes verderblichen Werther mit einem christlichen Roman in die Schranken zu treten und dieses etwas verspätete Unternehmen durch das Werbemittel der Subskription bei Rehfuess, den bekanntesten Professoren und den Kommilitonen wirklich in Gang zu bringen. Vielleicht den wichtigsten Mittelpunkt einer solchen immer wachen Seelsorge an sich und anderen bildete das Haus des Juristen Bethmann-Hollweg. Hier durfte auch der glaubensverwandte und arme Jünger der Wissenschaft darauf rechnen, daß sich ihm in Zeiten der Not eine helfende „Kasse der Vorsehung“ willig auftun werde. Eine gewisse Analogie mit dem Haus Windischmann auf katholischer Seite ist kaum von der Hand zu weisen. Und es erinnerte an ähnliche Berliner Äußerungen eines gesteigerten religiösen Bewußtseins, wenn sich unter den Bonner Studenten biblische „Konventikel“ zu bilden begannen und ein junger Graf Bylandt mit seiner „Gebetskunst und Gebetsinbrunst“ zu einer tonangebenden Stellung gelangte. Ein Mann wie Nietzsche, der vom Pietismus ganz frei blieb, verfehlte nicht, sich gelegentlich gegen die neumodische fromme „Leserei“ auszusprechen. Noch war sein eigenes Verhältnis zum kirchlichen Leben der westlichen Provinzen ein ungetrübtes und er hielt gegenüber Versuchen stand, ihn seiner rheinischen Tätigkeit zu entziehen, obwohl ihm der Fall Rheinwaldt vorübergehend den Gedanken des Weggangs nahe gebracht hatte. Nach dem Hinscheiden Schleiermachers durfte er unter den Vertretern eines durchaus kirchentreuen Modernismus wohl für die bedeutendste Persönlichkeit gelten, aber ein Ruf nach Berlin trat damals nicht ernstlich an ihn heran¹⁾. Für die rheinische Fakultät kam jedenfalls zunächst die Abwehr hyperkonservativer Elemente weniger in Betracht als der Zusammenstoß mit dem neuentstandenen radikalen Hegelianismus und mit dem Selbstgefühl des jungen Nachwuchses, das einem Kinkel den Mut gab, in der Gestalt des blitzgewaltigen Gottes Thor sein eigenes Spiegelbild zu erblicken²⁾.

Für die volle Ausbildung eines westdeutschen Ultramontanismus lagen zwei Haupthindernisse in der Bonner katholischen Theologie und in der grundsätzlich ablehnenden Haltung der preußischen Kirchenpolitik, deren Mißtrauen gegen

¹⁾ Vgl. Heinrici, Twesten S. 426.

²⁾ Bollert S. 59ff.

römische Propaganda durch die belgische Revolution und ihre Folgen noch beträchtlich verschärft worden war. Jene Emanzipation der Kirche, wie sie in dem unruhigen Nachbarland unter dem Zeichen der Lamennais'schen Richtung zum Sieg gelangt war, trat nicht allein durch ihr lockendes Vorbild, sondern auch durch unmittelbares Herüberwirken des brieflichen Verkehrs, der Presse und der an der Grenze veranstalteten Missionspredigten in immer engere Fühlung mit den Gesinnungsgenossen am Rhein. Glaubte doch schon Erzbischof Spiegel bei dem Aachener Klerus eine besondere Empfänglichkeit „für die Eindrücke eines unerleuchteten Eifers und der bei dem Lütticher Klerus vorherrschenden Geistesrichtung“ wahrzunehmen. Niebuhr vollends ließ sich einreden, in Bonn werde bereits vom Katheder Empörung und Religionskrieg gepredigt¹⁾. Von einer geschlossenen Organisation der einzelnen rheinischen Gruppen konnte wohl vor 1835 nicht die Rede sein, aber in den „Kreisen“ von Gleichdenkenden, die sich vor allem in Aachen, Bonn und Koblenz zusammengetan hatten, lagen doch lebenskräftige Keime für eine künftige einheitliche Ausgestaltung. In Aachen hielt nach dem Ableben Foncks († 1830) der energische Oberpfarrer Nellesen die Leitung der klerikal Gesinnten fest in seiner Hand. Bei den Koblenzern, in der „Typusgesellschaft“, überwog das Laientum, nicht ohne lebhafteste Teilnahme von Klemens Brentano, der zugleich mit Bonn im vertrautesten Verkehr stand. Auch hier gehörte der eigentliche Führer, Windischmann, nicht dem Klerus an. Der Erzbischof Klemens August selbst soll ihn als einen „Patriarchen des Glaubens“ bezeichnet haben²⁾. Während ihm persönlich jeder politische Ausbau seiner religiösen Überzeugung durchaus fern lag, unterhielt er doch enge Beziehungen zu Belgien und den schweizerischen Jesuiten. Überhaupt erwiesen sich die belgischen Universitäten als ein nicht unwichtiges Bindeglied zwischen ihrer Heimat und der akademischen Welt ihrer rheinischen Glaubensbrüder. Schon Seber hatte sich aus der hermesianischen Bedrängnis in Bonn auf eine Löwener Professur zurückgezogen. Der Konvertit Arendt ging von Bonn nach Mecheln und später nach Löwen. Dorthin wurde auch durch Windischmann (1834) der Historiker Johannes Möller empfohlen, der 1830 den vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich in Bonn zu habilitieren. Sein Vater, der geistvolle Norweger Konvertit Nikolaus Möller, von den Bonner Freunden besonders hochgeschätzt, zog 1835 von Düsseldorf ebenfalls nach Löwen, als Lehrer der Philosophie. Und der junge Möller war es wieder, der dem Sohn Karl Windischmann den medizinischen Ruf an die gleiche belgische Hochschule (1836/37) verschaffte. Wenn aber Windischmanns jüngerer Sohn Friedrich, der Orientalist und Theologe,

¹⁾ Vgl. L. Schwahn, Die Beziehungen der kath. Rheinlande und Belgiens in den J. 1830—1840 (Straßb. 1914); Pertz VIIb, 975ff. (auch Stein über die Narren und Träumer auf den Kathedern in Bonn).

²⁾ Schwahn S. 181. Vgl. für das Folgende Dyroff S. 42f., 48f., 55, 62, 66, 94f. De Maistres Buch *Du pape* erschien 1822 in Übersetzung von M. Lieber u. W. (F. Vigener in der *Histor. Zeitschrift* CXI (1913), 542).

1835 nach Baiern übersiedelte, um dort in einer kirchlich günstigen Atmosphäre seinen Weg zu machen, so hängt dies unmittelbar mit der schweren Krisis zusammen, welche die Entwicklung des Hermesstreits über die Bonner Fakultät heraufbeschworen hatte.

Hermes selbst hat den offenen Ausbruch der Feindseligkeiten nicht mehr erlebt, wohl aber das vorbereitende Stadium einer literarischen Fehde, die auf seiten seiner Gegner die Anrufung des höchsten kirchlichen Forums bereits deutlich durchblicken ließ. Daß Windischmann schon damals als der wahre „Fürst“ dieser Gegner betrachtet werden konnte, unterliegt keinem Zweifel. Neben ihm erregte der Theologe Klee den besonderen Grimm der Hermesianer, als deren Anwalt 1832 der Jurist von Droste-Hülshoff seiner Entrüstung über die Verunglimpfung des Meisters in äußerst unkollegialen Ausfällen Luft machte; für ihn war Windischmann das „Haupt der Mystiker“, der „Phantast“ und „Konfusionist“¹⁾. Die Wiederbesetzung des verwaisten Lehrstuhls verursachte natürlich aufs neue eine jener Zögerungen, wie sie bei solchen schwierigen Fragen herkömmlich waren.

Schon seit Jahren hatte sich das Augenmerk der Regierung, die auf eine möglichst glänzende Ausstattung ihrer beiden katholischen Hochschulfakultäten bedacht war, auf solche Koryphäen der deutschen Theologie wie Möhler und Döllinger gerichtet. Beide hatten 1829 Breslau abgelehnt und waren 1830 durch Klee für Bonn in Anregung gebracht worden, aber Hermes leistete Widerstand. Döllinger sollte von König Ludwig selbst für „ultramontanistisch“ erklärt worden sein²⁾. Im Jahr 1834 sprach nun Möhler, mit dem aufs neue und nicht zum letztenmal verhandelt wurde, seine Bereitwilligkeit aus, nach Bonn zu gehen; gegen die Einseitigkeiten des Hermesschen Systems, das auch Gutes enthalte, dürfe man jedenfalls nicht „durch Sturmschritte“ vorgehen. Doch machte er sein Kommen hauptsächlich von der Zustimmung des Erzbischofs abhängig³⁾. Am 2. August 1834 stellte Altenstein seinen Antrag auf Berufung Möhlers. Der Nachfolger von Hermes, führte er aus, muß gelehrt, im katholischen Sinn orthodox und kein finsterner Eiferer und von Streitsucht fern sein. Unter den einheimischen Theologen sei keiner, der den Verstorbenen nach Maßgabe seines Rufs und seiner Leistungen ersetzen könne. Aber Möhler würde jedenfalls dem Erzbischof genehm sein und in politischer Hinsicht bestehe gegen ihn kein Bedenken. Der König stimmte (17. VIII.) diesem Antrag zu, doch

¹⁾ Ebd. S. 49f.; Schwahn S. 23; vor allem H. Schrörs, Der Bonner Professor H. Klee und die Hermesianer (Annalen des Hist. Vereins für den Niederrhein LXXXI, Köln 1906).

²⁾ Vgl. Möhler, Symbolik (¹Mainz 1838), S. 23ff.; J. Friedrich, Döllinger I (München 1898), 245ff.; Hauck, Realenzyklopädie VII², 750 (Tschackert); F. Vignier a. a. O. S. 561f.

³⁾ Möhler an Schmedding, 21. II. 1834; Schm. an Alt. 28. II.; Erzb. Spiegel an Alt. 24. III. (Berl. Kultusminist. Bonn Univ.-Sachen IV 2, Bd. IV).

der große Tübinger Lehrer lehnte schließlich ab. Nach seinem Schreiben an den Minister vom 25. Dezember verzichtete er endgültig, da Spiegel den Widerruf unreifer Ansichten in seiner ersten Schrift von ihm verlangt habe¹⁾. Im nächsten Jahr ging er nach München. Inzwischen war das Eingreifen der Kurie in das weitere Schicksal der von Hermes scheinbar fest begründeten Herrschaft seiner Richtung zur Tatsache geworden. Wir sind über die erste Anregung eines Verfahrens, das zunächst die Schriften des Verstorbenen einer scharfen Prüfung ihres dogmatischen Gehalts unterziehen sollte, noch nicht genauer unterrichtet, doch scheint sie nicht von Bonn oder dem Rheinland ausgegangen zu sein²⁾. Aber Windischmann gehörte zu den ersten Vertrauensmännern, denen durch den Münchener Nuntius die Vorbereitung dieser Arbeit zugewiesen ward, und sein Sohn Friedrich ging ihm dabei als theologischer Berater zur Hand. In zwei getrennten Teilen ging sein leider nicht vorliegendes Gutachten 1834 und 1835 nach Rom. Der erste Teil suchte vor allem den rationalistischen und „egoistischen“ Grundcharakter der Hermesschen Lehre klarzulegen, der endlich zu einem als „mystisch“ gebrandmarkten Vernunftfanatismus geführt habe. Daß der Verfasser im Kampf gegen ein ihm in der Seele widerwärtiges System seine Leidenschaft über Gebühr zu Wort kommen ließ, durften ihm die Hermesianer wohl mit Recht vorwerfen. Jedenfalls entsprach es ganz seiner Auffassung, wenn das päpstliche Breve vom 26. September 1835 eine Reihe von Hermesschen Sätzen als der Häresie verdächtig ansprach und bald darauf ein Indexdekret (7. I. 1836) gegen die noch nicht verbotenen Teile der Hermesschen Dogmatik erging. Nachdem die Kurie kurz vorher (1834) den französischen Apostel einer kirchlich geweihten Revolution von sich gestoßen hatte, folgte jetzt der entscheidende Schlag gegen eine Lehre, deren Träger gerade mit ihrer heimischen Regierung im besten Einvernehmen standen. Nichts konnte die Hermesianer bitterer kränken, als daß sie sich schließlich mit dem von ihnen verabscheuten Lamennais zusammengestellt und ihrerseits als hartnäckige Fanatiker verurteilt sehen sollten. Der lange und peinliche Handel, den das Breve nach sich zog, kam der preußischen Staatsleitung doppelt zur Unzeit in einem Augenblick, wo sie eben ihren Standpunkt in der Streitfrage der gemischten Ehen insgeheim festzulegen gesucht und dann mit dem Erzbischof Spiegel ihren sichersten Rückhalt in der eigenen Prälatur verloren hatte. Bald nach seinem Tod († 2. VIII. 1835), fast zugleich mit dem päpstlichen Richterspruch über Hermes erschienen in einem Augsburger Verlag die „Beiträge zur Kirchengeschichte des XIX. Jahrhunderts“, die, unter dem Namen des „roten Buchs“ bekannt, die systematische Unterdrückung des Katholizismus in Preußen zum Gegenstand einer schonungslosen Kritik machten und trotz des staatlichen Verbots von Belgien her massen-

¹⁾ Ebd. IV 2, Bd. V.

²⁾ Vgl. Dyroff S. 51ff., 114f.

haft in die Rheinlande eingeschmuggelt wurden¹⁾. Obwohl die Mitarbeit rheinischer Kleriker sehr wahrscheinlich ist, dürften doch als die Hauptverfasser der Straßburger Domherr Räß und sein Bruder, ein Pfarrer im Elsaß, anzusehen sein. Andere Flugschriften, die einen weit revolutionäreren Ton anschlugen, kamen ebenfalls aus Belgien, aus den Grenzstädtchen Sittard und Vaels, an ihr deutsches Publikum. Von Baiern her sekundierte auf das kräftigste die ultramontane Presse in Würzburg und Aschaffenburg. Und die Verweigerung des königlichen Plazet vermochte das Bekanntwerden des Breves von 1835 nicht zu verhindern. Eine unmittelbare Teilnahme des Bonner Kreises an diesen Treibereien ist bisher nicht nachgewiesen, aber der rege briefliche Verkehr, der vor allem durch Möller und Karl Windischmann zwischen Bonn und Löwen unterhalten wurde, steht außer Zweifel. Am 24. März 1836 schrieb der Vater Windischmann an seinen Freund Möller, die Hermessche Sache habe sich bisher wenig gebessert, man sei jedoch in Rom wohl unterrichtet und es stehe zu erwarten, was der neue Erzbischof tun werde²⁾. Es war doch ein nicht zu übersehendes Zeichen der in der Bonner Studentenschaft einreißenden Erregung, daß im Sommer 1836 eine Vorlesung Delbrücks infolge seiner nachdrücklichen Verherrlichung des preußischen Staats und seiner Wiedererhebung durch die Zuhörer, größtenteils katholische Theologen, unterbrochen wurde. Als er trotzdem auch weiterhin nicht abließ, den Rheinländern die Notwendigkeit einer in den alten Provinzen angeborenen Vaterlandsliebe zu Gemüt zu führen und schließlich auf die Gerechtigkeit des Königs gegen beide Konfessionen und das vor Jahr und Tag erschienene „verruichte“ Buch zu sprechen kam, erhielt er anonyme Zuschriften, in denen von Entnationalisierung eines untergebenen Volks und von Verkleinerung seiner Religion die Rede war. Es half ihm nichts, daß er auf den Hirtenbrief des neuen Erzbischofs als auf ein „herrliches Zeichen“ der Versöhnung hinwies. Rehfuës bedauerte in seinem Bericht an den Minister den Übereifer des „redlichen Mannes“, wogegen sein Vorgesetzter sich auf die Seite des Professors stellte³⁾.

Altenstein hatte ursprünglich den Plan gehabt, „den ganzen Hermesstreit in sich selbst verbluten zu lassen“. Während er nach dem Erlaß des Breves der gesamten Geistlichkeit strenges Stillschweigen über diese Angelegenheit „ernsthaft“ empfahl, wollte er dem Streit als einer „gelehrten Fehde“ zusehen, solange die Ruhe der Universität und das Ansehen der Religion nicht beeinträchtigt würden⁴⁾. Das wissenschaftliche Organ der Hermesianer, die Bonner

¹⁾ Vgl. Vogel, Beiträge zur Gesch. des Kölner Kirchenstreits (1912), S. 21ff., 29f.; Schwahn S. 28ff.

²⁾ Dyroff S. 53f.; Schwahn S. 64f.

³⁾ Bericht Delbrücks 24. VII. 1836; Rehfuës an Altenst. 8. IX. (Berl. Minist. Akten; Bonn IV. 2, Bd. VII).

⁴⁾ Alt. an den Oberpräsi. von Bodelschwingh und an Hüllmann, Okt. 1835 (Koblenz St. A.).

„Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie“ sollte nach dieser Rücksicht hin besonders überwacht werden. Denn der Minister stand keineswegs von vornherein auf der Seite der Angegriffenen, denen er vielmehr den Vorwurf der Hartnäckigkeit nicht ersparte. „Hätten“, so heißt es in einem Schreiben an Rehfuess vom 8. Februar 1837¹⁾, „die Anhänger der Lehre des verstorbenen Professors Hermes seine Ehrenrettung weniger ungestüm betrieben, so stände es um seine, eigentlich um ihre Sache, wahrscheinlich besser, gewiß aber nicht schlimmer als jetzt“. Sowohl dem Papst als dem Erzbischof sei es heiliger Ernst, den Irrtum, den sie in dieser Lehre zu erblicken glaubten, im Schoß der katholischen Kirche nicht zu dulden. Man müsse den Verteidigern raten, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben, und er werde sich mit dem Minister des Auswärtigen darüber verständigen, ob es nicht ratsam sei, „das Übel an der Wurzel, nämlich am römischen Hofe anzugreifen, oder sich im dringendsten Fall auf repressive Maßregeln im Innern zu beschränken und der Presse zur freien Verteilung [?] des Themas ihren Lauf zu lassen“.

Man erkennt die schwere Verlegenheit, in welche die Regierung durch ihre eigene Auswahl des neuen geistlichen Oberhauptes für die westlichen Provinzen sofort geraten war. Klemens August von Droste-Vischering, der alte Todfeind des Hermesianismus, mehr als einmal der erprobte Widerpart der staatlichen Hoheitsansprüche, kam auf den erzbischöflichen Stuhl vor allem durch die romantische Sympathie des Kronprinzen für seinen gut mittelalterlichen Idealismus und nach dem eigenen Antrag Altensteins. Der Minister glaubte in der Hauptfrage der Mischehen die Rechte des Staats hinlänglich gewahrt zu sehen, als er Droste vor der Wahl zur Abgabe der bekannten versöhnlichen Erklärung veranlaßt hatte²⁾. Für den Hermesstreit schien ohnedies die von ihm vorgezeichnete möglichst unparteiische Haltung der Regierung die beste Gewähr für Vermeidung eines bedrohlichen Konflikts darzubieten. Aber das Bekanntwerden der Tatsache, daß Windischmann jenes Gutachten nach Rom eingesandt hatte, also „mit auswärtigen Oberen“ ohne Wissen der Behörde in Verbindung getreten war, bestimmte den Minister doch dazu in Bonn genaue Erhebungen über diesen unzulässigen Schritt anstellen zu lassen³⁾. Windischmann selbst wurde von Rehfuess zu Protokoll vernommen; er suchte sich durch das Zeugnis des Münchener Nuntius gegen die Anklage zu decken, daß er in Rom denunziert habe. Schmeddings guter Rat an die Hermesianer, „die Entwicklung dieser Tragikomödie mit Gelassenheit abzuwarten“, war freilich nicht leicht zu befolgen, nachdem der Erzbischof von Anfang an keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß er mit ihnen endgültig abzurechnen gedenke. Der unerbittliche Kampf gegen die Irrlehre lag ihm eigentlich weit mehr am Herzen als der von

¹⁾ B. Kur. 5⁶ Bd. I.

²⁾ Vgl. Vogel S. 23ff.

³⁾ Alt. an Rehfu. 3. VI. 1836 (Treitschke IV, 693 A. 1).

ihm zuerst kaum beachtete Widerspruch der Geheimkonvention von 1834 gegen das päpstliche Breve über die gemischten Ehen¹⁾. Als die Rückkehr eines ultramontanen Heißsporns wie Laurent aus Belgien in die Rheinlande von dem Koblenzer Kreis und, wie es hieß, auch von Windischmann betrieben wurde, vermied es der Kirchenfürst, hierfür seine ganze Energie einzusetzen. Trotzdem hatte die belgische Parteipresse guten Grund, nach anfänglichem Mißtrauen sich ganz auf die Seite Drostes als eines Mitstreiters zu schlagen. Sein Kaplan und Sekretär Michelis war für die Pflege solcher Beziehungen und für die praktische Einrichtung einer kirchlichen Freiheitsbewegung nach dem Muster Belgiens ganz der rechte Mann²⁾. Ein belgisches Blatt hatte noch vor dem Amtsantritt des Erzbischofs die erste Enthüllung über das Bestehen jener Konvention gebracht und damit die Einleitung gegeben zu einer unwürdigen und erfolglosen Verteidigung des preußischen Staats, dessen Vertretung beim römischen Stuhl in Bunsens wenig glückliche Hand gelegt war. Zunächst schien Klemens August allerdings fast die volle Kraft seines oberhirtlichen Waltens an die Vernichtung der Bonner Theologenschule setzen zu wollen. Auf einen Vorstoß gegen die von den hermesianischen Professoren herausgegebene Zeitschrift (November 1836) folgte im Winter 1837 ein Rundschreiben an die Bonner Beichtväter, wonach sie Fragen wegen der Hermesschen Bücher dahin zu beantworten hatten, niemand dürfe sie lesen und kein Theologe Vorlesungen im Geist dieser Lehre anhören. Vergebens machte die Regierung, als Droste gegen das Vorlesungsverzeichnis für den nächsten Sommer Einspruch erhob, ihm durch Rehfuess persönlich (19. März) weitgehende Vorschläge, er möge den Professoren eine Erklärung ihrer Rechtgläubigkeit auferlegen, ihnen ein Lehrbuch vorschreiben, ihre Kollegien durch Kommissare beaufsichtigen lassen. Trotz der Ablehnung des Erzbischofs mußte der R.-B. sogar sämtliche Lehrer der Fakultät sowie Walter und Windischmann verpflichten, in ihren Vorträgen über Hermes und seine Lehre völliges Stillschweigen zu beobachten (21. IV. 1837). Den Theologen wurde noch besonders ein Verbot der hermesischen Vorlesung über Dogmatik eingeschärft und Vorschrift wegen der Kollegien für die Konviktsmitglieder erteilt. In den Anweisungen, die Rehfuess für seine Konferenz mit Droste vom Minister erhalten hatte, war auf der einen Seite die Verdächtigung gegen Hermes in erster Linie einer persönlichen Rivalität Windischmanns zur Last gelegt, der sich zum „Häuptling“ der mystischen und ultramontanen Richtung hergegeben und mit Görres, Jarcke, Brentano und den einheimischen „Verzweigungen“ in Aachen, Koblenz und Düsseldorf zusammengearbeitet habe. Auf der anderen Seite wurde die „ungeschickte, höchst unvorsichtige Weise“, mit der einige Hermesschüler den Handschuh aufgenommen hätten, fast ebenso stark gerügt. Man glaubte eben nach wie vor die ganze Sache als eine ursprünglich „aus ge-

¹⁾ Treitschke IV, 694ff.; Vogel S. 26f.

²⁾ Ebd. S. 29; Schwahn S. 79ff.

lehrtem Dünkel und Eifersucht entstandene Irrung“ behandeln zu können und durch Androhung der Amtsentsetzung für die Professoren, die das Schweigeggebot zurückweisen oder verletzen würden, und Ausweisung widerspenstiger Alumnen aus dem Konvikt die Ruhe herstellen zu können¹⁾. Gegenüber einem solchen bis zur Schwäche getriebenen Entgegenkommen blieb der Kirchenfürst bei seiner festen Überzeugung, daß dem Staat in allen derartigen Fragen kein Recht der Einmischung und Mitbestimmung zustehe. Schon waren auf sein geheim erlassenes Verbot für die Theologiestudierenden überhaupt bei anderen Professoren als bei Klee und Walter zu hören, von den sieben Insassen des Konvikts über sechzig ausgetreten. Wie sich hier der alte Kampf gegen die Bonner Anstalt zugunsten des Kölner Priesterseminars erneuerte, so erinnern die Thesen für die neuzuweihenden Priester (Mai 1837) vollends an den Gewaltschritt, zu dem Droste einst als Generalvikar zu Münster beim Abgang seines Gegners Hermes nach Bonn sich hatte hinreißen lassen. Die erzbischöflichen Vorschriften enthielten eine förmliche Kriegserklärung gegen jedes staatliche Aufsichtsrecht; bei ihrer Abfassung hatte Michelis die Professoren Klee und Walter als Berater zugezogen, aber der vorsichtige Jurist konnte doch nachmals nicht umhin, die offenbare Unvereinbarkeit der 18. These mit den Staatsgesetzen in einem von ihm eingeforderten Gutachten zuzugeben. Er hatte als Schwiegersohn Windischmanns und dank seiner eigenen kirchlichen Haltung bei dem greisen Erzbischof die freundlichste Aufnahme gefunden und einen tiefen Eindruck von dessen hoheitsvoller Erscheinung empfangen. Wenn er der Regierung gegenüber jede Einmischung in den Hermesstreit durchaus in Abrede stellte, so entsprach dies keineswegs der besonderen Gunst, die seinen Vorlesungen durch Droste selbst bezeugt worden war²⁾. Jedenfalls ließ sich dieser durch juristische Bedenken nicht aufhalten. Mit der harten Prinzipientreue eines Mannes, der sich nur seiner Kirche wirklich bedingungslos verpflichtet fühlte, war ebensowenig zu paktieren wie mit der berühmten Gerechtigkeitsliebe Gregors VII. Auf einen festen Rückhalt in Rom durfte er mit Sicherheit rechnen. Wohl versprach er dem R.-B. seine Zweifel an der Orthodoxie der einzelnen hermesianischen Theologen „genau zu akzentuieren“, um ihnen Gelegenheit zur Rechtfertigung zu geben. Tatsächlich verweigerte er in dem für den Winter 1837 eingereichten Vorlesungsverzeichnis der Fakultät allen Ankündigungen mit Ausnahme jener von Klee die Approbation³⁾.

Inzwischen war Altensteins Auskunftsmittel einer unmittelbaren Verständigung mit der Kurie von den Hermesianern ergriffen und in Rom nicht abgelehnt worden. Der Bonner Theologe Achterfeldt und der Breslauer Philosoph Elvenich unternahmen eine „private Reise“⁴⁾, um von der höchsten kirchlichen

¹⁾ B. Kur. 5⁶ Bd. I, II; Bunsen I, 469f.; Vogel S. 31f.

²⁾ Vgl. Walter an Rehf. 15. V. 1837; Alt. an Rehf. 30. V. (B. Kur. 5⁶ Bd. II).

³⁾ Erzb. an Rehf. 6. VI. 1837 (ebd.).

⁴⁾ Alt. an Rehf. 2. IV. 1837 (ebd. Bd. I). Über Schmeddings Mitwirken vgl. eine

Behörde den Nachweis zu erbringen, daß ihr Meister die seiner Verurteilung zugrund gelegten Sätze überhaupt niemals gelehrt habe. Der Papst gewährte ihnen Audienz, indem er die Hoffnung aussprach, daß sie gekommen seien, nicht zu belehren, sondern sich belehren zu lassen. In diesem Sinn verliefen auch ihre endlosen Verhandlungen mit dem Jesuitengeneral. Nach einem beinahe einjährigen Aufenthalt (26. IV. 1837 bis 18. IV. 1838) verließen sie die ewige Stadt, ohne etwas anderes erreicht zu haben, als ein völliges Scheitern des geplanten Vermittlungswerks und den päpstlichen Bescheid: „Causa finita est, utinam aliquando et finiatur error.“

Die unversöhnliche Haltung des Erzbischofs konnte durch diese vergebliche Romfahrt nur noch bestärkt werden. Hier hatte er ja einen neuen Beleg für „das Einschleichen der die Staaten so sehr beunruhigenden Demagogie in die Kirche“¹⁾. Denn die ihr gutes Recht suchenden deutschen Professoren mußten es sich gefallen lassen, zu Genossen eines Tribunen wie Lamennais gestempelt zu werden. Tatsächlich forderte doch die Hetzarbeit der klerikalen Presse weit eher zu einem solchen Vergleich mit dem Gebaren politischer Demagogen heraus. Dieses Argument wurde kräftig unterstrichen in einer Schrift, mit welcher Rehfuës auch publizistisch in den Streit einzugreifen strebte. Sie führte den Titel: „Die Wahrheit in der Hermesschen Sache zwischen der katholisch-theologischen Fakultät zu Bonn und dem Herrn Erzbischof von Köln“ und war durch einen Artikel der Aschaffenburgischen Kirchenzeitung vom 14. April 1837 veranlaßt. Der Verfasser, dessen Inkognito sich natürlich nicht dauernd aufrecht erhalten ließ, vertrat gegenüber „der ersten großen Kriegserklärung der Faktion“ knapp und klar den Standpunkt der Regierung. Er verfehlte nicht darauf hinzuweisen, daß der Feldzug gegen Hermes durch das katholische Laientum eröffnet worden sei, und griff auch zu dem Mittel, seinerseits unter Erinnerung an das Schicksal des Apostaten Lamennais an die überlegene Einsicht der Kurie zu appellieren, deren eigenes Interesse durch eine bischöfliche Emanzipationsbewegung ernstlich bedroht erscheine. Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Berufung an die Öffentlichkeit von seiten eines angesehenen staatlichen Vermittlers ein glücklicher Griff war. Verhängnisvoll für die weitere Entwicklung des Konflikts wurde natürlich die Verflechtung der Hermessache mit einem anderen Streitgegenstand, der immer mehr in den Vordergrund trat, mit dem Problem der gemischten Ehen. Hier konnte von einem bloßen Zank der Lehrmeinungen nicht mehr die Rede sein; es war der alte und niemals völlig auszutragende Grenzkrieg zwischen Staat und Kirche in ganz unverhüllter Gestalt. Freilich trat auch in dem Ringen um die Zukunft der Bonner katholischen Theologie der große prinzipielle Gegensatz zwischen

Außerung Binterims bei H. Schrörs, Neue Quellen zur köln. Kirchengesch. (Annalen des Niederrheins CIV, 1920, S. 24).

¹⁾ Erzb. an Rehfuës. 6. IV. 1837 (Treitschke IV, 694).

Rom und Berlin stets deutlicher zutage. Bunsen, von seinem Gesandtschaftsposten zu den Verhandlungen in Deutschland herbeigerufen, setzte in der eingehenden Denkschrift vom 25. August auseinander, wie die vom Erzbischof gegen Fakultät und Konvikt ergriffenen Maßregeln geradezu den Ruin nicht nur der katholischen Universitätsstudien, sondern der ganzen „herrlichen und bedeutungsvollen Schöpfung des Königs“, der rheinischen Universität, zur Folge haben müßten¹⁾. Aber nachdem einmal eben Bunsens diplomatischer Dilettantismus den Gegnern die beste Gelegenheit zu einem offenen Bruch geliefert hatte, mußte in dem Feldzug, der gegen das ganze Verhältnis der preußischen Regierung zu ihren westdeutschen Neuerwerbungen eröffnet wurde, die hermesianische Frage vor der allgemeineren Bedeutung des Mischehenstreits zurücktreten. Die Abführung des Erzbischofs auf die Festung Minden (am 20. XI. 1837) schuf vollends eine Lage, die dem Bonner Universitätshandel vorläufig nur noch eine untergeordnete Rolle anwies.

Natürlich rief die Kunde von dem Kölner „Ereignis“ auch in Bonn eine gewaltige Erregung hervor. Eine Anzahl von Korpsstudenten fuhr sogleich in die Nachbarstadt, um sich die Revolution anzusehen, die dort ausgebrochen sein sollte, kam aber sehr enttäuscht zurück²⁾. Die Regierung selbst hatte sich auf Schlimmes gefaßt gemacht und in einer naheliegenden Überschätzung der gegen sie geführten Preßfehde sogar bei dem Erzbischof selbst revolutionäre Beziehungen zu den belgischen Klerikalen und Demokraten vermutet. Wohl regte sich unter den rheinischen Ultramontanen die Hoffnung oder Besorgnis, daß die vorhandene Erbitterung des katholischen Volks zu bewaffnetem Widerstand führen könnte, aber abgesehen von drohenden Plakaten und ein paar Straßenaufläufen kam es zu nichts³⁾. Damals wie bei manchen anderen Gelegenheiten zeigte es sich zur Genüge, daß die Rheinlande trotz der leicht beweglichen und gern opponierenden Art ihrer Bevölkerung durchaus kein bevorzugter Nährboden für ernsthafte Umsturzbewegungen waren. Auch die Anwürfe, die vom Westen her zur Schaffung einer belgisch-rheinischen Konföderation gemacht wurden, fanden hier keine günstige Aufnahme⁴⁾. Um so wilder tobte in der deutschen Presse ein „Federkrieg“, in dem die Hermesianer und ihre Gegner nun auch wieder besonders laut zu Wort kamen. Die zur Verteidigung der Regierung von Bunsen verfaßte „Staatschrift“ rechtfertigte keineswegs sein eigenes stolzes Gefühl, daß er „auf Befehl Jupiters“ den Donnerkeil habe schwingen müssen⁵⁾. Vielmehr bezeichnete bereits die Kabinettsorder vom

¹⁾ Bunsen I, 556ff.

²⁾ K. Schorn, Lebenserinnerungen I (Bonn 1898), 79f.

³⁾ Vgl. hiezu die Mitteilungen aus der Korrespondenz des Generals von Wrangel bei G. von Below, Der Kirchenstreit in Preußen in den J. 1838 u. 1839 (Deutsche Revue Febr./März 1903); ein Stück eines interessanten Briefs von Süvern S. 139 A. 3.

⁴⁾ Schwahn S. 155ff.; über die Ruhe in Bonn S. 140.

⁵⁾ Bunsen I, 492.

28. Januar 1838 über die gemischten Ehen den beginnenden Rückzug des Staats, der freilich erst nach dem Thronwechsel zu einem notdürftig befestigten Frieden führen sollte. Wohl fehlte es in der unheimlich anwachsenden Masse der durch den Kirchenstreit erweckten Publizistik der Staatsgewalt nicht an eifrigen Bundesgenossen. Aber man empfand es in Berlin doch als eine unliebsame Enttäuschung, daß die Führer des konservativen Protestantismus nur zögernd oder gar nicht darauf eingingen, sich hören zu lassen¹⁾. Denn die lebhafteste Unterstützung des jungen Deutschland und der Hallischen Jahrbücher stand doch zu wenig im Einklang mit dem Geist, in welchem der König und seine Berater den Kampf mit Rom geführt zu sehen wünschten. Auf die Görres'schen Keulenschläge des Athanasius antwortete freilich Heinrich Leo in einem seinem Gegner beinahe ebenbürtigen Ton. An der rheinischen Universität waren die berufenen Vertreter des Protestantismus mehr darauf bedacht, den Riß nach Kräften zu heilen, als an der großen Aktion gegen den kriegslustigen Ultramontanismus teilzunehmen. Ihr anerkannter Vormann, Nitzsch, wiederholt zur Begutachtung der Frage der Mischehen herangezogen, lebte eine Zeitlang der Hoffnung auf eine kräftige Ausnutzung der „großen Ereignisse“; sie sollte der erste Ausgangspunkt für „die eigentlich preußische Regierung, ja die deutsche Regierung hiesiger Provinz“ werden. „Der Rheinländer“, schrieb er einem Freund, „ist zu furchtsam, um einer energischen Regierung zu widerstehen, und zu geistreich, um an ihr nicht intellektuelles Vergnügen finden zu können.“ Aber er selbst begnügte sich damit, der Polemik der Widersacher, auch einer Streitschrift des Erzbischofs, in vornehm gehaltenen Besprechungen entgegenzutreten, und freute sich aufrichtig der Erhaltung seiner guten Beziehungen zu den Bonner Katholischen, besonders auch zu seinem Kollegen Klee²⁾. Weit richtiger als er beurteilte ein rheinischer Priester, der nach Belgien übersiedelt war, die tiefe und gefährliche Einwirkung des von ihm als napoleonisch gekennzeichneten Vorgehens der Regierung auf die Gemüter seiner Landsleute³⁾. Von den Bonner evangelischen Theologen warf sich nur einer, der suspendierte Rheinwaldt, mit Eifer und Geschick in das heiße literarische Gefecht. Er lieferte mit seinen „Acta historico-ecclesiastica saeculi XIX“, die seit 1837 erschienen, wohl die reichste Quellensammlung für den damaligen Kulturkampf und gab auch das sogenannte „schwarze Buch“ 1838 mit einleitenden Bemerkungen heraus⁴⁾. Die Hermesfehde erreichte nun, zumal nach der Rückkehr der in Rom abgewiesenen Professoren, erst ihr volles Wachstum, erschien aber auch innerhalb des größeren Prinzipienkampfes besonders kleinlich. Hermes hatte keinen annähernd ebenbürtigen Nachfolger hinterlassen und auch Windisch-

¹⁾ Vogel S. 60f.

²⁾ Beyschlag S. 187ff.

³⁾ Vogel S. 77ff.

⁴⁾ Ebd. S. 21 A. 4.

mann, gegen dessen Person die Pfeile der Angreifer unermüdlich flogen, war doch kein Görres oder Lamennais. Da er aber doch tatsächlich den ernsthaften Kampf eröffnet hatte, wurde er bis über den Tod hinaus von den Fürsprechern einer verlorenen Sache immer wieder an den Pranger gestellt. Neben den Ausfällen auf seinen Charakter und auf seine ärztlichen und akademischen Mißerfolge begegnen wir dem Vorwurf, er habe Hegels Philosophie als die allerkatholischste gepriesen und mit dem „Pantheisten“ Klee Freundschaft gehalten. Wenn seinerzeit der Papst sein Erstaunen darüber geäußert hatte, in diesem rein theologischen Handel auch Laien auftreten zu sehen, so ergab sich hier die beste Gelegenheit, auf die unbefugte Einmischung des Bonner Philosophen und Mediziners hinzuweisen. Schließlich ließ man sogar den von jeher unfähigen Gelehrten in seinen jungen Jahren „um den Freiheitsbaum oder den Altar der Vernunftgöttin“ tanzen¹⁾. Elvenich und Braun, die sich immerhin in der Lage befanden, ihre Verteidigung mit aktenmäßigen Belegen zu stützen, waren und blieben die Führer einer höchst unerquicklichen, aller Größe entbehrenden Kampfliteratur. Ihre „Acta Romana“ (1838), Brauns pseudonyme Schriften, die „Obeliskten“ und der „Laokoon“ (1839/40) und Elvenichs „Aktenstücke zur geheimen Geschichte des Hermesianismus“ (1845) bezeichnen Hauptetappen des sich lang hinziehenden und allmählich zwecklosen Schriftenwechsels.

Mit Unrecht hat man lange Zeit den Bonner Kurator für den Verfasser einer der bedeutendsten Apologien gehalten, die damals für den vielgeschmähten preußischen Staat in die Schranken traten. Sie führte den Titel: „Die katholische Kirche in der preußischen Rheinprovinz und der Erzbischof Klemens August von Köln“ (Frankfurt 1838) und schien unmittelbar an die oben erwähnte Broschüre von Rehfues zu erinnern, der übrigens wirklich zu den Anregern der besonders durch den Oberpräsidenten von Bodelschwingh geförderten Publikation gehörte. Die halbamtliche Schrift stammte von einem hochangesehenen Mitglied der Koblenzer Regierung, dem Provinzialschulrat und Konsistorialrat Eilers; sie wandte sich nicht nur gegen den Ultramontanismus, sondern auch gegen die rheinische Aristokratie und die oberste Verwaltung der rheinischen Justiz. Der stets gekränkte Kampftz suchte ihre Verfolgung durchzusetzen, unterlag aber, als sein Ministerkollege von Rochow den Urheber des „Pasquills“ mit aller Entschiedenheit in Schutz nahm²⁾. In diesem Kampf, der auf die Spaltungen innerhalb der obersten Staatsbehörden ein deutliches Licht fallen ließ, stand Rehfues auf der siegreichen Seite. Aber seine stark hervortretende Verwendung in der Hermessache und im Kölner Kirchenstreit sollte doch die erste nachhaltige Erschütterung seiner Bonner Stellung zur Folge haben. Der Vertreter eines aufgeklärten Regiments, das nach seiner Anschauung sich weder nach rechts noch nach links in die Botmäßigkeit der herrschenden

¹⁾ Dyroff S. 56f.

²⁾ Vogel S. 106ff.

Parteiungen begeben sollte, konnte dem Schicksal nicht entgehen, überall anzu stoßen. Schon während der letzten Ausgleichsverhandlungen, die mit dem Erzbischof im September 1837 gepflogen worden waren, hatte der römische Mittelsmann, Monsignore Capaccini, die Ausschaltung des Bonner R.-B. aus einer weiteren Regelung des Hermesstreits zur Sprache gebracht; in einem Bericht an die päpstliche Regierung glaubte er die begründete Hoffnung beifügen zu dürfen, „daß man eine Gelegenheit suchen werde, den Professor Achterfeldt zu entfernen und mit der Zeit auch den Herrn von Rehfuess“¹⁾. Dieser fühlte sich bereits seit Jahren den Berliner Machthabern gegenüber nicht mehr sicher. In einem vertraulichen Schreiben an seinen Gönner Altenstein (12. IV. 1834) hatte er daraus kein Hehl gemacht. „Für unseren Dienst“, schrieb er, „fehlen mir die Haupteigenschaften: der wohl routinierten Mittelmäßigkeit, der lärmenden Rührigkeit, der unverschämten Anmaßung und des unermüdlichen Supplizierens um Ämter, Zusagen und Auszeichnungen“²⁾. Und der Eindruck, daß er mit seiner ausgesprochenen Eigenart und Eigenwilligkeit mehr und mehr allein stehe, war doch keineswegs aus der Luft gegriffen. Er hörte deshalb nicht auf, das Ministerium mit Nachrichten über die ultramontanen Umtriebe zu versorgen, und kam dabei zu dem Schluß, daß der eigentliche „Sitz der Schreibereien nach Rom und in die Zeitungen, besonders die Augsburger Allgemeine“ ebenso in Bonn zu suchen sei wie die Hauptverbindung mit den Notabilitäten der belgischen Revolution und des belgischen Klerus³⁾. Wie sehr jedoch das Vertrauen zu seiner Persönlichkeit in den oberen Regionen gelitten hatte, brachte ihm ein Besuch des Prinzen Wilhelm in Bonn zum Bewußtsein. Der soldatische Königssohn, dessen kommende Thronfolge bei der Kinderlosigkeit des Kronprinzen sich bereits ankündigte, durch und durch Altpreuße und damals ganz Legitimist, war ein Gegner der gewaltsamen Entwicklung, die der Kirchenstreit zu nehmen schien. Die Kälte, womit er den Bonner Kurator behandelte — er schloß ihn sogar von der Einladung zur Tafel aus — konnte ihren Grund, wie Rehfuess meinte, in einem gesellschaftlichen Verstoß von seiner Seite haben, wurde jedoch von manchen auf seine Haltung in der brennenden Tagesfrage zurückgeführt. Auffällig blieb jedenfalls eine solche Übergehung

¹⁾ Promemoria Capaccinis (in deutscher Übersetzung), über das Ergebnis seiner Besprechung mit dem Erzb. 10. 11. IX. 1837. In einem Schr. an den König, 20. IX., berührt der Reg.-Präs. Graf Stolberg u. a. die Möglichkeit, daß der Erzb. sich bei Nichtunterwerfung der Bonner Proff. sich mit ihm wegen einer Einsprache verständigen und „den Univ.-Bevollmächtigten von Rehfuess dabei übergehen“ könnte (Berl. Kultusminist. Acta betr. die Differenzen zwischen Staatsregierung u. Erzb. von Köln, Bd. I; freundliche Mitteilung von Herrn Prof. Schrörs).

²⁾ Berl. St. A. R. 92^a Alt. B. N. 52. Vgl. auch Zum Andenken S. 64.

³⁾ In einem Schr. an Alt. vom 17. VII. 1838 spricht R. von seiner Absicht einer Entgegnung auf die Schrift von Lieber, „die Flut der Schriften wurde jedoch bald zu groß, als daß es mir noch der Mühe wert schien, ihre Zahl zu vermehren“. Die oben angeführten Stellen aus einem Schr. an Alt. vom 28. XII. 1838 (Berl. Bibl. Nachlaß Altenstein).

des R.-B., während der zweimal politisch verfolgte Welcker als Rektor unbedenklich ausgezeichnet wurde. Überall glaubte Rehfuës „die neidischen Mächte“ an der Arbeit und somit die Zeit gekommen zu sehen, in der er sich wenigstens einen ehrenvollen Abgang sichern müsse. Sein Verhältnis zum Oberpräsidenten Bodelschwingh ließ zu wünschen übrig; „ich bin“, schrieb er, „diesen frommen Leuten überhaupt ein Dorn im Auge, weil ich weder zu ihrer noch zu irgend-einer Partei gehöre“¹⁾. Auch auf seinem eigensten Gebiet der Universitätsverwaltung fand er sich durch Johannes Schulze und den Einfluß Böckhs auf Schritt und Tritt behindert. Wenn er dem Minister vorhielt, dieser habe mit seiner Anstellung Plückers „den ungeschicktesten Experimentator der Physik gegeben“, zeigte er allerdings, daß sein ehemals meist zutreffendes Urteil über wissenschaftliche Persönlichkeiten wirklich an Sicherheit verloren hatte. Es war ihm die Äußerung Schulzes zugetragen worden, der Bonner Kurator meine die Professoren machen zu wollen, die doch von ihnen in Berlin gemacht werden müßten. „Wahrscheinlich bekam ich dabei ein Epitheton, wie es mir der Herr von Kamptz zu geben pflegt, wenn er mit Studenten von hier spricht, die ich zur Untersuchung gezogen: Wäre das alte Weib in Bonn nicht, so hätte das nicht geschehen können.“ Auf der anderen Seite fand er sich auch bei den Hegelschen Jahrbüchern in Ungnade; er klagte, die unglückliche Zensursache habe ihm „das ganze Schriftstellergeschmeiß von Berlin auf den Hals gezogen“. Kurz, er fühlte sich nicht mehr fest im Sattel, aber sein Vorschlag, einem anderen Platz zu machen und weiterhin nur noch als freier Schriftsteller der Sache des Staats zu dienen, war doch nicht ernsthaft genug ausgesprochen, um Altensteins Zustimmung zu erlangen²⁾. So versäumte er den rechten Zeitpunkt, um einer nach dem Regierungswechsel kaum mehr vermeidlichen Abdankung zu entgehen.

Die Hermessache zog sich gleichfalls noch in die Jahre einer veränderten Orientierung hinüber, bis endlich der neue Kölner Erzbischof mit dem ganzen Aufgebot seiner diplomatischen Geschicklichkeit sie dauernd zur Ruhe bringen konnte. Zunächst behaupteten sich ihre theologischen Vertreter in Fakultät und Konvikt, während die ultramontane Richtung den Verlust ihrer beiden Hauptstützen in Bonn zu verzeichnen hatte. Am 23. April 1839 starb Windischmann, längst ein Leidender und in seinen letzten Jahren durch die fortwährenden Aufregungen, die seine Teilnahme an den kirchlichen Kämpfen nach sich zog, schwer mitgenommen. Darüber blieb ihm auch die Vollendung seines groß angelegten Lebenswerks versagt, einer Darstellung „der Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte“. Der Alternde, der das sogenannte klimakterische Jahr kaum überschreiten sollte, war seiner Vorliebe für die Weisheit des Orients wie für die Anwendung pathologischer Gesichtspunkte auf das historische Erfassen

¹⁾ R. an Alt. 7. VII. 1838 (ebd.). Über die Prinzenreise vgl. Laurent bei Schrörs a. a. O. S. 81 f.

²⁾ R. an Alt. 9. V.; 17. VII. 1838 (ebd.).

geistiger Bewegungen bis zuletzt treu geblieben. Und noch immer trat das nähere Verhältnis des philosophischen Wanderers zu Hegel gelegentlich trotz aller Kritik in die Erscheinung. Im letzten Grund arbeitete ja auch dieser echte Sohn der Romantik wie sein rationalistisch bedingter Widersacher Hermes an der Schaffung einer siegreichen wahrhaft katholischen Philosophie. Seiner angeborenen Herzensgüte vermochte selbst die heiße Atmosphäre seines Lebensausgangs kaum etwas anzuhaben¹⁾. Das von ihm vertretene Hauptfach blieb nun Jahre hindurch unbesetzt, während gleichfalls im Jahr 1839 der einzige nicht hermesianische Ordinarius der katholischen Theologie den Platz räumte. Als Klee im Gefühl dieser Vereinsamung sein Entlassungsgesuch einreichte, um einem Ruf nach München zu folgen, wies der Minister in seiner Befürwortung des Gesuchs beim König darauf hin, daß der Abgehende trotz seiner engen Freundschaft mit Windischmann an dessen heimlichen Umtrieben in Rom allerdings nicht teilgenommen habe, aber von vornherein als Rivale von Hermes aufgetreten und von Droste vor allen übrigen Bonner Professoren begünstigt worden sei²⁾. Die Neubesetzung des erledigten Lehrstuhls stieß natürlich auf die größten Schwierigkeiten. Indem die Fakultät (3. II. 1840) ihre Vorschläge dem Kurator übergab, ward ihre Begründung zugleich zu einer bitteren Klage über ihr bisheriges Geschick. Sie sprach die Besorgnis aus, daß die wenigen in Betracht kommenden Dogmatiker und Exegeten ernstes Bedenken tragen würden, dem Ruf einer Körperschaft zu folgen, „in welcher seit ihrer Gründung fast alle Dozenten durch die Ungunst der Umstände in Verdacht der Heterodoxie gebracht worden“ seien. Jede unvorsichtige Neuberufung im Sinn „der Partei, die sich nach dem Zeugnis des heiligen Vaters Gregors XVI. die Aufgabe gestellt hat, das Band zwischen Kirche und Staat aufzulösen“, müßte zu einer völligen Zersetzung der Fakultät führen. Es war freilich eine Selbsttäuschung, wenn die hermesianischen Professoren die Krisis als beinahe überwunden hinstellen wollten. Das Ministerium wies ihre Vorschläge zurück und nach Altensteins Tod beschritt der Staat wenn auch mit Zögern den Weg, der für eine notdürftige Herstellung des Friedens allein offen zu stehen schien.

Der Verlauf des ersten Kulturkampfes hatte, obwohl es nicht bis zum Äußersten gekommen war, eine in den westlichen Provinzen vorhandene Unzufriedenheit mit ihrem neuen staatlichen Dasein besonders deutlich bloßgelegt und wesentlich gesteigert. Die Legende vom Heimweh der Rheinländer nach der Franzosenherrschaft, die eben jetzt wieder nach Kräften aufgefrischt wurde, suchte sich an diesen Wirklichkeiten zu nähren und verdichtete sich gelegentlich in ultraklerikalen Auslassungen zu einer grotesken Verfluchung Preußens,

¹⁾ Vgl. aber über hervortretende Schärpen Dyroff S. 105; über sein Verhältnis zu den histor. polit. Blättern Rhein, Zehn Jahre usw., S. 27ff.

²⁾ Alt. an den König, 25. VII. 1839 (Berl. St. A. R. 89 B. VIII, 99, Bd. II).

„dieser verabscheuungswürdigen, eigens zur Bekämpfung der Kirche Gottes geschaffenen Monarchie“¹⁾. Jedenfalls trug der kirchliche Hader mit seinen Nachwehen das Seinige dazu bei, daß die „paritätische“ Hochschule am Rhein nach über zwanzig Jahren des Bestehens noch immer keine festen Wurzeln auf ihrem nächsten Grund und Boden zu fassen vermochte. Für die akademische Welt überhaupt aber sollte erst die rasch anwachsende politische Erregung der vierziger Jahre das Erwachen aus einem weltabgeschiedenen und nur noch mit sich selbst beschäftigten Stilleben herbeiführen.

¹⁾ Vgl. Bunsen III, 437.